

Eine Auslegung des Prediger Salomo

Prediger Salomo - I

Quandt, Carl Wilhelm Emil

Vorwort

Wieder einmal ging ein Jahr vorüber, und wir befinden uns am Ende des Jahres 2020 – Zeit, einige Bücher noch aufzuarbeiten, die ich Euch anbieten möchte.

Dieses Jahr hat uns allen eine Menge abverlangt – doch Gott hat uns hindurchgetragen.

Für mich persönlich bot die Zeit, die ich gewonnen habe, die Gelegenheit, einige neue Bücher zu erstellen. Gleichzeitig überarbeite ich viele der alten Bücher, sei es, um Fehler zu beheben oder neue Inhalte hinzuzufügen. Zunächst möchte ich die bestehenden Autorenbücher bearbeiten, danach sollen dann die Bücher zum Kirchenjahr, die Andachtsbücher und 1-2 neue Reihen aktualisiert werden.

Vielleicht hat aber auch der eine oder die andere Lust, mitzumachen und neue Bücher zu erstellen – spricht mich einfach an.

Euch allen wünsche ich Gottes reichen Segen und dass Ihr für Euch interessante Texte hier findet. Für Anregungen bin ich immer dankbar.

Gruß & Segen,

Andreas

Prediger Salomo - Einleitung

„Eitelkeit der Eitelkeiten, es ist Alles ganz eitel!“ Das ist der Anfang, das ist der Grundton und Refrain, das ist der Inhalt desjenigen biblischen Buches, das in der deutschen Bibel den Namen „Prediger Salomo“ führt und dem die folgenden Betrachtungen gelten. Es wäre ja dies Buch weder unserer Betrachtung, noch auch eines Ehrenplatzes im biblischen Kanon werth, wenn es nichts weiter als die Eitelkeit der Welt und des Lebens predigte und so nur der Verzweiflung und dem Mißglauben die Wege ebnete. Aber es ist nicht die trostlose Predigt der Eitelkeit, wie sie alter und neuer Unglaube predigt, die wir in der Bibel, die wir in diesem biblischen Buche finden, sondern es ist eine trostvolle und geistvolle Predigt der Eitelkeit, die den Flugsand des irdischen Elends nur darum mit dem zweifelnden Verstande aufwühlt, um im Glauben auf den Felsgrund der ewigen Gotteswahrheit und Gotteswesenhaftigkeit zu führen. Man muß mit den Anfangsversen die Schlußverse zusammenlesen, wenn man von vorn herein eine richtige Würdigung des Buches gewinnen will, und diese Schlußverse lauten: „Lasset uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehöret allen Menschen zu. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sei gut oder böse.“

Es ist in früheren Zeiten der Prediger Salomo hochgehalten und hochgepriesen worden. Das goldene Büchlein des gottseligen Thomas a Kempis, die Nachfolge Christi - nächst der Bibel das verbreitetste Buch in der Welt, fast 3000 mal gedruckt und fast in alle Sprachen übersetzt - nimmt seinen Ausgangspunkt von dem Grundgedanken des Prediger Salomo, den es zugleich auf's Treffendste auslegt. „Eitelkeit der Eitelkeit, so lesen wir auf dem ersten Blatt der Nachfolge Christi, und Alles Eitelkeit, außer Gott lieben und Ihm allein dienen. Es ist eitel, vergänglichem Reichthum suchen und auf ihn vertrauen. Es ist eitel, sich nach Ehren strecken und sich in die Höhe heben. Es ist eitel, den Begierden des Fleisches folgen und das begehren, um desentwillen bald schwere Strafe folgt. Es ist eitel, ein langes Leben wünschen und um das gute Leben wenig sorgen. Es ist eitel, allein auf das gegenwärtige Leben schauen und, was zukünftig“ ist, übersehen. Es ist eitel, lieben, was schnell vorübergeht und dorthin nicht eilen, wo ewige Freude bleibt.,, Thomas a Kempis lebte, noch ein halbes Jahrhundert vor der Reformation; aber auch den Glaubensmännern der Reformation war der Prediger Salomo ein gar werthes Buch. Luther selbst, dann Melanchthon, dann der

Württembergischer Reformator Brenz verfaßten Auslegungen unseres Buches. Luther sagt von diesem Buche zu seinem Lobe: „Es ist ein Trostbuch, darin gelehret wird wider die Unlust und Anfechtung geduldig und beständig sein im Gehorsam und immerdar des Stündleins mit Frieden und Freuden harren; und was man nicht halten, noch ändern kann, immer fahren lassen, es wird sich wohl finden.“

Leider ist diese Hochschätzung des Prediger Salomo sehr bald ins Gegenteil umgeschlagen. Es ist kaum eins der wichtigen Bücher der heiligen Schrift in der evangelischen Kirche bald so schmäählich vernachlässigt worden, als dieses. Die Philister schütteten den Brunnen zu, und für viele, viele Christen ist er bis auf diesen Tag noch nicht wieder aufgegraben. Es ist eine seltene Erscheinung, wenn die Andacht der Gläubigen sich einmal dem Prediger Salomo zuwendet. Es sind eine Menge Vorurtheile gegen dies Buch im Umlauf, als ob es mit dem übrigen Inhalt der Bibel nicht in Einklang zu bringen sei, als ob es für das schlichte Laienverständniß unüberwindliche Schwierigkeiten darbiete u. s. w. Allein was der Apostel vom alten Testament im Ganzen sagt: „alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit,“ das gilt auch von jedem einzelnen Theile des alten Testaments; und es ist daher Pflicht der Gläubigen, die Schätze der Lehre, Strafe, Besserung und Züchtigung auch aus dem Prediger Salomo zu heben. Jedes fromme Sinnen über den Prediger Salomo aber wird und muß unter Gottes Segen lehren, daß viel Speise ist in seinen Furchen.

Das soll und kann ja allerdings nicht geleugnet werden, daß der Prediger Salomo manche Schwierigkeiten für das Verständniß hat. Bei keinem biblischen Buche ist es verkehrter und gefährlicher, ein Wort aus dem Zusammenhang zu reißen und darauf etwas zu bauen, als bei diesem. Denn nicht immer redet der einfältige Glaube, sondern oft kommt auch der zweifelnde Verstand zu Wort, bis der Schluß des Buches den Verstand ganz in den Glauben verschlungen hat. Nicht als ob der Verfasser selbst den Sätzen des Verstandes ein entscheidendes Urtheil in den Dingen der Seelen Seligkeit einräumte, sondern er führt sie nur an entweder als Sätze aus seiner eigenen Anschauung vor seiner Bekehrung oder als Sätze, wie sie in der ungläubigen Menge gang und gäbe waren. Aber eben das erschwert das Verständniß oft. Es gehört die Weisheit der Gottseligkeit dazu, um das Buch salomonischer Weisheit zu seiner Selbst-Erbauung zu lesen und auszulegen; man

thut daher wohl, ehe man den Prediger Salomo aufschlägt, die Epistel St. Jacobi aufzuschlagen und sich dort in den Vers 1, 5. zu vertiefen: „So aber Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott - so wird sie ihm gegeben werden.“

Der Prediger Salomo gehört, was Kapitelzahl anbetrifft, zu den alttestamentlichen Schriften mittlerer Größe; er hat zwölf Kapitel. Man hat über Ordnung und Plan dieser zwölf Kapitel viel gesonnen und gestritten, und die Ansichten gehn da weit auseinander. So schlimm steht es nun wohl nicht, wie Vater Luther in seiner Weise sagt: „Es ist keine Ordnung gehalten, sondern eins ins andere gemengt.“ Aber Herders Bemerkung dürfte das Richtige treffen, wenn er sagt: „Man hat sich viel über den Plan dieses Buches bekümmert; am besten ist wohl, daß man ihn so frei annehme, als man kann, und dafür das Einzelne nütze.“ Die Erde kann nichts darbieten, was den Menschen wahrhaft vergnügt und befriedigt; der Geist will etwas Ewiges haben, dem Unerschaffenen schlägt das Herz, daher gilt es auf Gott allein zu bauen - der ist der Faden, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht und der alle Theile des Buchs miteinander verbindet. Im Ganzen und Großen aber können bei der Ausführung dieses Gedankens zwei Haupttheile unterschieden werden. Kapitel 1, 1-11. steht dem Ganzen als Portal voran: „Das menschliche Leben ist Eitelkeit.“ Der erste Haupttheil umfaßt die sechs ersten Kapitel von 1, 12. an: Der Verfasser schildert seine Erfahrungen von der Eitelkeit des Lebens, einzelne Sinnsprüche und Ermahnungen einwebend. Der zweite Haupttheil reicht von 7, 1. bis 12. Der Verfasser redet von der Eitelkeit des Lebens in Sinnsprüchen, mancherlei Erfahrungen und Ermahnungen einflechtend. Wir schließen uns in unsrer Auslegung einfach der gewöhnlichen Kapiteleinteilung an. Der Herr aber gebe uns erleuchtete Augen des Verständnisses, daß wir sehen die Wunder dieses Buches; er gebe uns offene Herzen, mit rechtem Hunger und Durst die Brotsamen einzusammeln, die von dem Tische fallen, den der Herr uns durch den Prediger Salomo gedeckt hat. Amen.

Erstes Kapitel

Vers 1. Dies sind die Reden des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem.

Dieser erste Vers bildet die Ueberschrift für das ganze Buch. Diese Ueberschrift lautet, wörtlicher übersetzt: Die Worte der Versammelnden, des Soh-

nes David, des Königes in Jerusalem. Der königliche Sohn Davids kann nur Salomo sein, das ist zweifellos; aber der Schluß, den Manche daraus gezogen haben, daß Salomo der Verfasser dieses Buches sei, ist nicht stichhaltig. Gegen die Richtigkeit dieses Schlusses zeugt das ganze Buch selbst; die Sprache des Urtextes unterscheidet sich auffallend von der Sprache der andern salomonischen Schriften und weist hin auf eine viel spätere Zeit; die Gedanken des Buches aber und die geschichtlichen Beziehungen legen noch entschiedeneres Zeugniß ab, daß das Buch verfaßt ist, als die salomonische Herrlichkeit längst dahin war und das Volk Israel unter dein Joche der Heiden seufzte. Es kommt aber dem Verfasser auch gar nicht in den Sinn, sich für Salomo auszugeben. Der Anfang der Ueberschrift „die Worte der Versammelnden“ zwingen zu der Annahme, daß es mit der Nennung Salomos an dieser Stelle seine ganz besondere Bewandniß habe. Die Versammelnde - hebräisch: Koheleth - ist kein Mann, sondern ein Weib, nämlich die als persönlich vorgestellte Weisheit Israels, die ihre Kinder um sich versammelt, um sie in schwerer Zeit zu trösten, zu mahnen und zu strafen. Es redet die Weisheit in diesem Buche aber wie eine Stimme aus dem Grabe Salomos. Salomo war der beredteste Mund der göttlichen Weisheit im alten Bunde gewesen; es lag nahe, auch in späteren Tagen, bei irgendwelcher Weisheitsverkündigung im Namen Gottes, auf Salomo, als auf den geheiligten Quell alttestamentlicher Weisheit zurückzugehn; es lag das besonders in solchen Zeiten nahe, in welchen unter Druck und Leid die Sehnsucht nach den vergangenen Tagen salomonischen Glanzes in den Herzen brannte, da mußte es ebenso tröstlich, als erwecklich sein, aus dem Grabe Salomos, wie aus einer versunkenen Stadt, eine Predigt von der Eitelkeit alles irdischen Glanzes herauftönen zu hören. Wer es aber nun gewesen, der, was Gott ihm zu schreiben aufgetragen, hier dem weisen Salomo in den Mund legt, ist nicht auszumachen; es gibt Schriftforscher, die an den letzten Propheten Maleachi als an den Verfasser denken (vergl. unsere Erklärung des Pred. Salomo 5, 5!); es ist nur zu sagen, daß der Verfasser ungefähr gleichzeitig mit Maleachi gelebt haben muß; auf die Zeit des Maleachi, auf die Zeit der persischen Herrschaft, speciell der des Artaxerxes, führen die äußeren, wie die inneren Zustände des Volkes Gottes, wie sie in unserm Buche gekennzeichnet werden.

V. 2. Es ist Alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist Alles ganz eitel.

Wörtlich: Eitelkeit der Eitelkeiten, sprach die Versammelnde (d. i. die Weisheit), Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles Eitelkeit. Niemand, der ein Gefühl im

Herzen hat, kann sich den ergreifenden Eindruck, den dieser Vers macht, verhehlen. Aber er klingt im Urtext noch ergreifender, als in der Uebersetzung. Eitelkeit - das hebräische Wort heißt Habel, gerade so wie 1 Mose 4 der Name des früh dahingerafftten Sohnes Adams genannt wird. Habel, Eitelkeit, und zwar Eitelkeit der Eitelkeiten, eine Eitelkeit, die auch unter den Eitelkeiten noch eitel ist, die allerhöchste Eitelkeit ist Alles, nämlich - wie das später näher begrenzt wird - Alles, was unter dieser Sonne ist, Alles, was dieser armen Erde angehört; nicht als ob der ewig gute Gott diese Eitelkeit der Eitelkeiten auf Erden geschaffen hätte - als Er nach der Schöpfung die Erde ansah, war vielmehr Alles gut, sehr gut - sondern, wie das der Anklang des hebräischen Wortes an den Namen Habel 1 Mose 4 andeutet, Habel, eitel ist Alles geworden durch den Sündenfall, durch den Abfall von dem guten Gotte, der einzigen Quelle, aller wahren Wesenhaftigkeit. Eitel sind die Menschen geworden in ihrem Dichten, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert; sie haben wohl noch ein Leben, aber nur ein Scheinleben, weil es losgerissen ist von der einzigen Lebensquelle. Mit verflochten und hineingezogen in das Schicksal des Menschen ist auch die unvernünftige Creatur; sie ist unterworfen unter das Joch und den Fluch der Eitelkeit; Alles, was der Mensch in der Welt als ein Gut ansehen möchte, ist nur ein Scheingut, weil es aus der gottgesetzten Lebensordnung herausgerissen ist. Die Erde ist seit dem Sündenfall das große Land der Eitelkeit, der Nichtigkeit, der Vergänglichkeit. „Sie trägt überall Dornen und Disteln und wenn Blumen, solche, die bald verwelken.“ Von den verschiedensten Geistern ist dieses große Thema des Predigers Salomo nachgesungen worden; ein Paul Gerhard singt: „Was sind dieses Lebens Güter? eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther,“ und auch ein Lenau singt: „Es ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte! Das Leben ist ein viel besagtes Wandern, ein wüstes Jagen ists von dem zum andern, und unterwegs verlieren wir die Kräfte.“ Aber es gibt ein Festes inmitten der Eitelkeit aller Dinge, das ist der ewige Gott, und der Glaube hält ihn fest, auch der Glaube des Predigers Salomo; und daß auch wir ihn fest halten, dazu will die Erinnerung an die Eitelkeit der Eitelkeiten verhelfen; wer das Glück nicht mehr da sucht, wo es nicht ist, wandelt leichter den Weg, der zur wahren Quelle des Glückes führt.

V. 3. Was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?

Die genauere Uebersetzung lautet: Was für Vortheil hat der Mensch bei aller seiner Mühe, damit er sich mühet unter der Sonne? Diese Frage ist gleich der Behauptung, daß der Mensch keinen Vortheil hat von seiner Mühe unter der Sonne. Ist das ganze Erdenleben, als losgetrennt von Gott, eitel und nichtig, so ist klar, daß auch die sorgfältigste Pflege des Nichtigen zu nichts führen kann; aus nichts wird nichts, wenigstens bei den Menschen. „Viel Lärmen um nichts“ das ist die Summa des Lebens aller derer, die sich hier feste bauen und vergessen sich dort einzubauen, wo sie ewig sollen sein.

Der Eine denkt, er hat's ergriffen,
Und was er hat, ist nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als ein Name wird sein Sold.
Der greift nach einem Siegerkranze
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird nach verschiedenem Glänze
Getäuscht ein Jeder - Keiner reich!

Wer durchgedrungen ist zu dieser Erkenntniß, dem kommt das ganze Leben der an die Eitelkeit dieser Welt verkauften Menschen wie das rege Leben in einem Ameisenhaufen vor. Blicken wir zurück auf unser eignes Leben, da wir uns noch viele Sorge und Mühe machten und noch nicht das Eine kannten, was noch ist. Was hatten wir nun zu der Zeit für Frucht? Deren wir uns jetzt schämen, denn das Ende desselbigen ist der Tod. O daß wir alle mit St. Paulo weiter sprechen könnten: Nun wir aber sind von der Sünde frei und Gottes Knechte geworden, so haben wir unsre Frucht, daß wir heilig werden, das Ende aber das ewige Leben! Bei allem Mühen, Sorgen, Rennen um die Dinge dieser Welt kommt nichts heraus, wenn man Gott nicht hat und nicht den Segen Gottes; darum gilt es, sich täglich loszureißen von dem eiteln Wandel auf eitlen Wegen und sich zu dem zu wenden, der da war und der da ist und der da bleibt in Ewigkeit, trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch das Andre, soviel ihr's nöthig habt, von selbst zufallen.

V. 4. Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich.

Dieser Vers begegnet uns auch bei dem großen Dichter der Griechen Homer, der da sang: „Gleichwie die Blätter der Bäume, so sind die Geschlechter der Menschen“ - ein Gedanke, der auf den deutschen Dichter Herder, als

er ihn zum ersten Male las, solchen Eindruck machte, daß er weinte. Ein Geschlecht jagt das andere und begräbt das andere, aber mit dem neuen Geschlecht kommt keine neue Erde, sondern es bleibt die alte, um der Sünden willen unter dem Fluche seufzende Erde; daher muß jedes neue Geschlecht da anheben, wo das alte aufgehört hat, nämlich bei der Arbeit und Mühe im Nichtigen und Eitlen. Aller vielgerühmte Fortschritt der von Gott losgerissenen Menschheit ist weiter nichts, als ein Fortschritt von Eitelkeit zu Eitelkeit; wahren Fortschritt gibt es nur in dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, im Reiche Gottes; da geht es immer mehr vorwärts, weil es immer mehr aufwärts geht. - Man muß sich aber wohl hüten, den Satz hier: „Die Erde aber bleibet ewiglich“ aus dem Zusammenhang zu reißen. Wir wissen aus den klaren Offenbarungen des neuen Testaments, daß diese alte Erde, wie sie jetzt ist, nicht ewig bleibt, daß des Herrn Tag kommen wird als ein Dieb in der Nacht: da werden die Himmel zergehen mit großem Gekrach, die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde, und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen, und es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden, in welchen Gerechtigkeit wohnt (2 Petri 3.). Das ewiglich in unserm Verse ist danach zu erklären und zu begrenzen: diese alte Erde bleibt, so lange Gottes Allmacht ihre Fundamente hält bis auf den Tag des Weltgerichts.

V. 5. Die Sonne gehet auf und gehet unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe.

Der Kreislauf der Nichtigkeit, in den die Geschlechter der Menschen und die Menschen jedes Geschlechts gebannt sind, spiegelt sich am Himmel, in der Luft und im Wasser. Die Sonne, in ihrem Laufe an und für sich und ohne sinnbildliche Beziehung betrachtet, kann nicht Anlaß zur Klage, sondern muß vielmehr Anlaß zu freudiger Bewunderung geben, daß man ausruft wie David im 19. Psalme: „Die Sonne gehet heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg; sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um bis wieder an dasselbe Ende; und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.“ Aber insofern die Sonne ein Natursinnbild für die Menschen ist, schattet ihr unaufhörliches Durchmessen einer und derselben langen Bahn, das immer wieder bei demselben Ziele anlangt, auch zugleich das Elend des menschlichen Daseins ab, das sich in dem Kreislaufe der Nichtigkeit bewegt und trotz der wiederholten großartigsten Ansätze nie zu einem befriedigenden Ziele kommt. Alles läuft

schnell im Kreise umher, aber ein Vortheil, etwas Reelles kommt nicht dabei heraus; der Mensch muß immer wieder von vorne anfangen.

V. 6. Der Wind gehet gegen Mittag und Kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, davon er aufging.

Der Wind ist an einer andern Stelle unsers Buches (II, 5.) und sonst vielfach in der Schrift wegen seiner geheimnißvollen Geburtsstätte und seines unberechenbaren Laufes das Bild für das geheimnißvolle, weise und mächtige Schalten und Walten Gottes; hier ist er, wie 5, 15 und andere Stellen der Bibel ein Zeuge für das nichtige, eitle Menschenleben. Trotz seiner Schnelligkeit bringt es der Wind doch zu nichts, hundertmal setzt er an, springt um und setzt wieder auf's Neue an - gerade so windig und ziellos ist das Erdendasein, wenn es nicht in Gott befestigt ist, ein Dasein bodenloser Existenz, das auf den verschiedensten Punkten ansetzt, ohne irgendwo zur Ruhe zu kommen. Ganz anders ein Leben, das mit Gott verbunden ist; ein solches Christenleben ist wie ein Zirkel; der eine Fuß des Zirkels steht unbeweglich im Mittelpunkte fest, zu eben derselben Zeit, wenn der andre Fuß des Zirkels im Kreise herumgeht; so auch steht ein rechter Christ mit seinem Herzen im Mittelpunkte, in der Gegenwart Gottes, fest, wenn auch der andre Fuß, nämlich die Kräfte, des Leibes und der Seele, im Umkreis beschäftigt ist.

V. 7. Die Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin.

Ein drittes Bild für die Eitelkeit des nicht in Gott ruhenden menschlichen Lebens. Die Wasserbäche versinnbildeten sonst vielfach durch ihre frische Fluth das liebliche Loos, das Kindern Gottes zu Theil geworden ist; hier kommen sie in Betracht als Bild des ziellosen, sich im Kreise drehenden Erdenlebens. Wie das Wasser der Flüsse erst in's Meer geht, dann die Dünste des Meeres oben zu Wolken werden, die durch Regengüsse wieder in die Flüsse zurückkehren: so ist das irdische Leben ein ewiges Einerlei, immer die alte Geschichte, daß man wieder anhebt, wo man schon wer weiß wie oft angehoben hatte.

V. 8. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Das Auge stehet sich nimmer satt und das Ohr höret sich nimmer satt.

Genauer übersetzt lauten die Worte: „Alle Worte ermüden, Keiner mag es ausreden; nicht satt wird das Auge vom Sehen, nicht voll wird das Ohr vom

Hören.“ Man spricht und spricht im Leben, und spricht doch nie das rechte Wort aus, darin das Sprechen seine Befriedigung und Stillung fände; man sieht und sieht, und sieht doch nie im Leben einen Gegenstand, auf dem das Auge mit vollem Genüge ruhen könnte; man hört und hört, und hört doch nie, was die Sehnsucht zu hören völlig stillen könnte. Ein unaufhörliches, ein unauslöschliches Verlangen nach einem gewissen „Etwas“ ist in dem Menschenherzen, aber dieses „Etwas“ ist in dieser Welt der Eitelkeit nicht zu Hause. Das Leben neckt uns nur, als könnte es uns Befriedigung bieten, aber es gewährt sie nicht. Was wir haben, gefällt uns nicht, und wir sehnen uns nach dem, was wir nicht haben, und wenn wir's haben - siehe, so ist es auch eitel.

Nicht eine Welt, nicht eine Zelle
Giebt einer Seele ihre Ruh';
Kein wogend Meer und keine Welle
Strömt ihr ersehnten Frieden zu.
Es hauchen alle Rosenhaine
Dir nicht die Ruhe in's Gemüth,
Und auch das Veilchen nicht, das kleine,
Das nur für dich verborgen blüht.

V. 9. Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geschieht nichts Neues unter der Sonne.

In wörtlicherer Uebertragung: „Was war, das wird sein; und was gethan ward, das wird gethan werden, und ist gar nichts Neues unter der Sonne.“ Es dichten und träumen die Menschen gar viel von bessern, zukünftigen Tagen, aber es bleibt trotz alles Dichtens und Träumens beim Alten. Die Zeiten werden nicht besser aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Menschen nicht besser werden. Thöricht der Mann, der in seinem Elende keine andre Hoffnung kennt, als die Hoffnung auf bessere Zeiten. Neue Zeiten bringen die alte Sünde, den alten Tod, den alten Jammer; es lassen sich einmal keine Trauben lesen von den Dornen dieser Welt. Wie es gewesen ist in der ersten Stunde nach dem Sündenfall, so ists noch heute, so wird es bis an das Ende der Tage auf Erden sein: Alle Menschen sind arme Sünder, alle Menschen gehn durch Leid und Trübsal, alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu. Und doch es gibt ein Neues - aber der Verstand, der in unsern Versen allein redet, findet es nicht. Es gibt ein Neues - der Glaube er-

kennet es, der Glaube, der in diesen Versen hinter der verständigen Weltanschauung zurücktritt. Dies Neue, das der Glaube schaut und hat, kommt freilich nicht von unten her, nicht aus der Mitte dieser eitlen Welt, sondern es kommt von oben: nur die Schöpfermacht Gottes kann Neues hervorbringen und bringt in dieser eitlen Welt Neues hervor durch die Stiftung eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, durch die Stiftung des Reiches Gottes in Christo Jesu. Dieses Reich Gottes ist das Reich des Neuen auf Erden; weil es hier neue Herzen gibt und neue Creaturen, so gibt es hier auch ein neues Leben und neue Lieder. Einst aber wird kommen der Tag, wo für dieses Reich des Neuen, das Reich Gottes, auch der alte Himmel und die alte Erde neu werden sollen, dann wird es heißen: Das Alte ist vergangen, siehe ich mache Alles neu!

V. 10. **Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehn in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind.**

Wörtlich: Ist ein Ding, davon man spricht, siehe es ist neu - es ist sonst auch geschehen vorlängst, was vor unserm Angesicht geschehen ist. Manche Dinge haben anfänglich den Schein der Neuheit, aber dieser Schein zerrinnt bald. Es sieht Anfangs so aus, als wollten sie die Grenzen dieser dem Fluche der Eitelkeit verfallenen Welt überschreiten, und die kurzsichtige Welt ruft: „siehe da ist nun wirklich etwas Neues!“ Aber gar bald sinkt das angeblich Neue zum Alten, und die Welt fragt wieder: „Was gibts Neues?“ Nichts Neues bringt das Leben. Schon gewesen ist, was erscheint. Es täuscht sich unser Geist; wenn er gedacht ein Neues herzulesen, ists Wiederholung früherer Dinge meist. Uebrigens ist zu keiner Zeit alles angeblich Neue so schnell veraltet, als in unsrer Zeit; dies Zeitalter der Locomotiven und Telegraphen zeigt täglich, wie die neuesten Neuigkeiten schon in ein paar Stunden vollständig veralten. Wehe dem, der nichts weiter hat, sich zu ergötzen, als die falschberühmten Neuigkeiten des Tages; es gilt sich zu halten an den Alten der Tage und sein Gottesreich, da allein gibts Neues, das nicht veraltet.

V. 11. **Man gedenket nicht, wie es zuvor gerathen ist; also auch daß, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden.**

Wörtlich: Kein Andenken haben die Früheren und auch die Späteren, welche sein werden, die werden kein Andenken haben bei denen, welche später

sein werden. Nicht selten sucht man im Nachruhm eine Unsterblichkeit mitten in dieser sterblichen, eitlen Welt. Nicht selten meint man, gehe es uns auch jetzt nicht so, wie uns gebühre, so werde nach dem Tode unser Werth anerkannt werden und wir würden fortleben in der dankbaren Erinnerung einer verständigeren Nachwelt. Aber das ist ein Wahn, und das Heilmittel für ihn liegt nicht gar fern. Der Mensch darf nur fragen, wie er der Seinigen gedenkt, die ihm vorangegangen sind, um zu erkennen, wie man sein gedenken wird. Undank ist der Welt Lohn, namentlich Verstorbenen gegenüber. Man kann an den Verstorbenen lernen, wie es mit uns gehen wird, und man wird gestehen, Alles ist eitel auf Erden, auch unser Name und unser Andenken. Nur des Unerfahrenen Brust kann der Gedanke des Nachruhms schwellen; die irdische Unsterblichkeit in dem Gedächtnisse und den Worten der Menschen ist ein armseliger Traum, ein Trost für Thoren, aber nicht für Weise, die mit geübten Sinnen in's Leben schauen. „Der Ruhm, nach dem wir trachten, den wir unsterblich achten, ist nur ein falscher Wahn. Sobald der Geist gewichen und dieser Mund verblichen, fragt Keiner, was man hier gethan!“

Bis hieher geht das großartig-düstere Portal des ganzen Buches mit der Inschrift: „Das ganze menschliche Leben ist Eitelkeit.“ Das steht mit Riesentlettern am Firmament geschrieben, das predigt das Brausen des Windes, das bezeugen die Wellen, die zum blauen Meere fließen, das bestätigt das klopfende Herz: Es ist Alles ganz eitel, es ist Alles eitel.

V. 12. Ich Prediger war König über Israel zu Jerusalem.

Mit diesem Verse beginnt der erste Hauptabschnitt des Buches, in welchem der Verfasser Salomos Erfahrungen von der Eitelkeit aller Dinge schildert, indem er Salomo in den Mund legt, was er selber an sich und Andern von der Nichtigkeit alles Irdischen erfahren hat. Aus diesem Verse geht auf's Klarste hervor, daß der Verfasser nicht für Salomo gehalten sein will, sondern ihm nur seine Worte in den Mund legt. „Ich Prediger, heißt es, war König;“ da Salomo nie seine königliche Würde niedergelegt hat, so konnte ebenso von ihm nur ein Anderer schreiben, für den Salomo ein Mann der Vergangenheit war. „Ich war König zu Jerusalem,“ heißt es; Salomo selber hätte nie an andre Könige Israels, als zu Jerusalem, denken können; daran konnte nur ein Verfasser denken, der die nachsalomonische Geschichte schon hinter sich hatte, die Zeit, wo es nicht nur in Jerusalem, sondern auch in Samaria Könige Israels gab. Für einen Verfasser aber, der in so später

Zeit lebte, wo auch die letzte Herrlichkeit von Israel genommen schien, lag es sehr nahe, seine Erfahrungen von der Eitelkeit in salomonisches Gewand zu kleiden. Mitten in seinem Jammer blickte das Volk in verzehrender Sehnsucht nach Salomo und seiner Herrlichkeit zurück. Darum läßt denn der Verfasser den vielgepriesenen Salomo selber auftreten und die Nichtigkeit dieser Herrlichkeit predigen; er nimmt dabei seinen Ausgangspunkt von der Weisheit, als dem schimmerndsten Gute der salomonischen Zeit.

V. 13. Und begab mein Herz, zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel thut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darinnen müssen quälen.

Alles, was man unter dem Himmel thut - merke: ohne den Weg zum Himmel zu wandeln, nämlich den Weg des Glaubens - ist voll unseliger Mühe und Qual. Gott hat diese Mühe den Menschenkindern gegeben, nämlich in sehr gerechtem Gericht als Strafe für ihren Abfall, wie er ihnen das zuvor gedroht hatte; im Grunde also haben die Menschen sich die unselige Mühe selber zugezogen. Ist nun ein Vortheil, ist nun etwas Bleibendes vielleicht dadurch zu erlangen, daß man in kaltem, selbstsüchtigem Philosophieren und Reflektieren über die Mühe der Menschen das Genüge sucht? Ich habe diesen Versuch gemacht, so läßt der Verfasser Salomo sprechen; ich begab mein Herz, zu suchen und zu forschen weislich in diesem mühseligen Leben. So machen es alle gottentfremdeten Weltweisen; in der kühlen Beobachtung und Schätzung der Menschen und der Dinge von ferne suchen sie ihren „Vortheil,“ ihre Befriedigung.

V. 14. Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war Alles eitel und Jammer.

Wörtlich übersetzt heißt die letzte Hälfte des Verses: Es war Alles eitel und windiges Streben. Der kaltsinnige Beobachter prüft das Leben und die irdischen Bestrebungen; er findet: S' ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte. Je mehr die Klugheit die Dinge nahebei besieht, desto mehr kommt sie auf die Eitelkeit als ihren Grund. Eine Weisheit aber, die auf die Erkenntniß, daß Alles nichts, hinausläuft, führt selbst zu nichts und kann nur unglücklich machen.

V. 15. Krumm kann nicht schlecht werden, noch der Fehl gezählet werden.

Der Sinn dieses Verses ist: Wie die Dinge einmal sind, so bleiben sie trotz aller Philosophie. Was krumm ist in der Welt, der Mensch kann es nicht ge-

rade machen; und was einmal mangelhaft ist, kann der Mensch nicht vollständig machen, daß es als ein Ganzes mitgezählt würde. Die Weisheit dieser Welt kann wohl constatieren, daß Alles eitel ist; aber der eitel gewordenen Welt den Charakter der Eitelkeit nehmen, das kann sie nicht, und jedes darauf gerichtete Nachdenken erweist sich als thöricht.

V. 16. 17. Ich sprach in meinem Herzen: Siehe ich bin herrlich geworden und habe mehr Weisheit, denn alle die vor mir gewesen sind zu Jerusalem; und mein Herz hat viel gelernet und erfahren. Und gab auch mein Herz darauf, daß ich lernte Weisheit und Thorheit und Klugheit. Ich ward aber gewahr, daß solches auch Muhe ist.

Auch aus diesen Versen leuchtet hervor, daß Salomo nicht Verfasser des Buches ist, sondern nur von einem andern Verfasser als Träger der gleichsam in ihm leibhaftig gewordenen Weisheit eingeführt wird. Denn so würde Keiner von sich selber reden: „Ich habe mehr Weisheit, denn Alle, die vor mir gewesen sind,“ am allerwenigsten ein Weiser, er würde ja durch solchen Ausspruch sich des thörichtesten Hochmuths schuldig machen. Salomo hat alle seine große Weisheit darauf verwandt, die Dinge dieser Welt zu erforschen, und je schärfer er sie erforschte, desto schärfer trat ihm ihre Nichtigkeit vor Augen und damit zugleich die Nichtigkeit seiner Weisheit selbst; mit der Welt ist es nichts, so kann es auch mit der Weisheit, die sich mit diesem Nichts beschäftigt, nicht viel mehr als nichts sein. ,

V. 18. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens; und wer viel lehren muß, der muß viel leiden.

Das ist der Schluß, den Salomo machen muß aus seinem Streben, in der Weisheit dieser Welt Leben und Genüge zu finden. Es ist eine verfehltete Unternehmung, die keinen Vortheil gebracht hat, sondern nur Nachtheil. Denn da alle Weisheit, die das Eitle erforscht, nicht über die Eitelkeit hinauskommt, so kann ihr Besitz nur „Grämen“ über verfehltete Mühe, nur Kummer und Schmerzen eintragen. Je weiser also, desto unglücklicher; „wer viel lernt, viel weiß“ (so heißt es wörtlich nach dem Hebräischen), muß viel leiden. In der Welt der Eitelkeit ist ein weiser Mann ein armer Mann. So endet das erste Kapitel. Es ist Alles eitel, und gegen diese Eitelkeit gibt auch die allerhöchste Weisheit dieser Welt keinen Trost.

Gott sei gelobt, daß wir Christen einen Trost wissen in Jesu Christo, in welchem aller Weisheit höchste Fülle verborgen liegt. Was die Weisheit von

unten nie gefunden, das hat die göttliche Weisheit erfunden, nämlich eine ewige Erlösung von der Eitelkeit der Eitelkeiten in dem Blute und den Wunden Jesu Christi. Auf Ihn, auf Jesum Christum will auch der Prediger Salomo ein Zuchtmeister sein. Indem er uns die Dinge dieser Welt und alle Weisheit dieser Welt in Scherben schlägt, erweckt und steigert er die Sehnsucht in uns nach dem, der siegend über dem Staube dieser Erde steht. Wohl dem, der nicht bloß sprechen kann: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd',“ sondern der auch fortfahren kann: „Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe werth!“ Amen.

Zweites Kapitel

Alles ist eitel, das war das große Thema, das im vorigen Kapitel vorangestellt und mit einigen großartigen und kühnen Strichen skizziert worden war. Der Verfasser hatte darauf seine Mittheilungen der Erfahrungen Salomos eröffnet: Salomo hatte sich der Weisheit dieser Welt ergeben, um einen festen und befriedigenden Standpunkt über der Eitelkeit dieser Erde zu gewinnen, aber siehe die Weisheit hatte ihm das Heil nicht gegeben, er mußte bald erkennen, daß auch die Weisheit selbst zur Eitelkeit der Eitelkeiten gehört. Von der Weisheit wendet sich Salomo nun zum Genuß und Besitz der Güter dieser Welt, um das wahrhaftige Gut zu finden, womit er sein Herz stillen könnte. Wie Salomo diesen zweiten Irrweg eingeschlagen, wie weit er ihn gegangen und was er auf diesem Wege gefunden, schildert das zweite Kapitel.

V. 1. Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben. Aber siehe, das war auch eitel.

Wörtlich: Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will dich versuchen durch Freude, deshalb sieh' das Gute an! Aber siehe, das war auch eitel. Salomo spricht in seinem Herzen zu seinem Herzen; er will sein Herz versuchen, ob es durch die Freude des Lebens und durch den Sinnengenuß befriedigt werden könnte. Salomo hat in diesem Stück viele Gesinnungsgenossen. Den Versuch, durch Weisheit das Genüge zu erjagen, machen im Ganzen nur Wenige ihm nach, denn Denken und Nachdenken ist nicht Jedermanns Sache; aber die Schnur derer, die in Lust und Gelag das Genüge suchen und die Loosung haben: „Pflücket die Rosen, eh' sie verblühen“ zählt nach Millionen. Es hat zu allen Zeiten und in allen Landen immer mehr genießende, als reflektierende Menschen gegeben; die Weisheit ist eine wenig

umworbene Braut, das Volk schreit nach Brot und nach Spielen. Aber ebensowenig wie das Wasser aus den trüben Bachen der Erdenweisheit das unendliche Verlangen der Seele stillt, ebensowenig und noch viel weniger können die schaaligen Getränke, die auf den Lustgebieten dieser Welt gereicht werden, den heißen Durst des Herzens füllen und stillen. Siehe, das war auch eitel, so muß Salomo aus schmerzlicher Erfahrung heraus und überdrüssig der übertünchten Lüge sprechen. Wahrlich, vor einer ganz andern Schwelle muß man um Trost und Licht und Wahrheit betteln, wenn man die Lösung finden will für das große Räthsel des Lebens, wenn man das Sehnen der Seele befriedigen will. Was Salomos Genußsucht nicht findet, das findet Davids Glaube! „Wer ist, so fragt David im 34. Psalme, der gut Leben begehret und gerne gute Tage hätte?“ und gibt die Antwort: „Behüte deine Zunge vor Bösem und deine Lippen, daß sie nicht falsch reden; laß vom Bösen und thue Gutes, suche Frieden und jage ihm nach!“ Das neue Testament aber lehrt, daß der Friede nur gefunden wird bei dem, der Frieden gemacht hat durch sein Blut, bei Jesu Christo.

V. 2. Ich sprach zum Lachen: Du bist toll! und zur Freude: Was machst du?

Gar bald sahen die Lustgebiete des Lebens den suchenden Salomo verödet an. Nachdem er übermüthig mitgelacht in dem lächelnden Leben, fand er Ursach genug über sein Lachen zu weinen und auszurufen: Du bist toll -, du bist unsinnig und machst die Leute toll und roh, sicher und gottlos; nachdem er seinem Herzen keine Freude gewehrt hatte, wandte er sich entrüstet ab von der gottlosen Freude und sprach: Was macht diese? (So heißt es wörtlich statt: Was machst du?) Sie macht nicht froh. Das Lachen und die Freude dieser Welt sie gleicht der ausgelassenen Heiterkeit eines armen Wahnsinnigen; er jauchzt und jubelt, während der verständige Mensch davor mit tiefer Wehmuth und Grauen sein Angesicht verhüllt. Die traurigen Erfahrungen Salomos aber sind uns zum Vorbilde geschrieben, daß wir Christenleute alle Irrwege, die zu nichts als zu Elend führen, von vorn herein meiden sollen, damit wir nicht erst durch Schaden klug werden.

Mit der Welt sich lustig machen,
hat bei Christen keine Statt;
fleischlich reden, thun und lachen,
schwächt den Geist und macht ihn matt.

V. 3. Da dachte ich in meinem Herzen, meinen Leib vom Wein zu ziehn und mein Herz zur Weisheit zu ziehn, daß ich ergriffe, was Thorheit ist, bis ich lernete, was den Menschen gut wäre, das sie thun sollten, so lange sie unter dem Himmel leben.

In wörtlicherer Uebertragung: Da dachte ich in meinem Herzen, mein Fleisch hinzuhalten mit Wein, und mein Herz leitete mit Weisheit, und zu ergreifen die Thorheit, bis ich sahe was gut sei den Kindern der Menschen zu thun unter dem Himmel die Zahl ihrer Lebenstage hindurch. Dieser Vers ist nicht ohne Schwierigkeit, die sich aber in folgender Weise am leichtesten lösen dürfte: Die beiden vorigen Verse geben einen summarischen Inhalt des ganzen Kapitels voraus: Ich gab mich dem Genusse der Herrlichkeiten unter dieser Sonne hin und fand auch im Genusse nichts weiter, als Eitelkeit. Nun von V. 3 an soll das: „Ich gab mich dem Genusse hin“ näher ausgeführt werden, darum hebt der Verfasser auf's Neue an, gerade wie V. 1; „Ich dachte in meinem Herzen.“ Das: „Ich dachte in meinem Herzen“ ist so viel als: Ich machte nun den Versuch. Der neue Versuch besteht darin, daß er sein Fleisch mit Wein hinhalten, es mit Lust und Gelagen des Rausches pflegen will, daß er die Thorheit ergreifen will, nämlich ein lustiges Leben, das bis jetzt vor seinem von der Weisheit geleiteten Herzen als thöricht gegolten hatte. Aber er stürzte sich in das fleischliche Leben der Welt, nicht als ein gemeiner Weltmensch, der da genießt, um zu genießen, sondern mit dem Hintergedanken zu lernen, was den Menschen gut wäre, um zu erfahren, ob die thörichte Lust das verleihen könnte, was die strenge Weisheit nicht gegeben. In den folgenden Versen wird dies Ergreifen des thörichten Lebens der Lust anschaulich im Einzelnen geschildert.

V. 4-6. Ich that große Dinge, ich bauete Häuser, pflanzte Weinberge; ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein; Ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume.

Mit allen Mitteln, die Königen zu Gebote stehn, sucht Salomo sich ein Paradies auf Erden zu schaffen. Er bereitet sich zunächst seine Wohnstätten so angenehm als möglich; behagliche Häuser, umgeben von dem Grün fruchttragender Bäume, in deren Mitte prächtige Weiher waren, solches zu errichten ließ er seine erste Aufgabe sein. Die Anwendung liegt nahe auf diejenigen unsrer Zeitgenossen, die da träumen, daß das Glück in den Palästen wohne und daß je größer und stattlicher das Haus, desto vollkommener

auch die Freude des Herzens sein werde. Arme Träumer! Manche Palastdame hat viel größeres Herzweh, als die ärmste Bauernfrau; und das Säuseln im Wald der grünenden Bäume singt oft viel tiefere Klagelieder, als der Sturm, der mit dem Wüstensande spielt.

V. 7-8. Ich hatte Knechte und Mägde und Gesinde (nämlich nach dem Hebräischen: hausgebornes Gesinde); ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen, denn Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren. Ich sammelte mir auch Silber und Gold und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen, allerlei Saitenspiel.

Mit der prachtvollsten äußeren Einrichtung seiner Wohnstätten verbindet Salomo nun prächtige innere Einrichtung. Er umgibt sich mit einem großen Troß von Dienern; reiche Heerden läßt er auf seinen Triften weiden; seine Schatzkammern füllt er mit Silber und Gold. Aber nicht nur dem Begehren grober Sinnenlust läßt Salomo die Zügel schießen, sondern auch das feinere, ästhetische Begehren macht sich geltend: seine Palasträume hallen wieder vom Saitenspiel und Reigen. Aber schon der Heide Solon pries den reichen Crösus nicht glücklich um seines Goldes willen, und ist der Friede nicht im Herzen, singt ihn kein Saitenspiel hinein! - Es zeugt auch dieser Vers dafür, daß ein Anderer, als Salomo, dies Buch verfaßt hat. Vor Salomo war nur der eine David König in Jerusalem gewesen; Salomo selbst also hätte nimmermehr schreiben können: Ich hatte eine größere Habe, denn Alle, die vor mir gewesen sind. So konnte nur ein Späterer schreiben, dem es weniger auf buchstäblich richtige Schilderung vergangener Zeitverhältnisse, als vielmehr auf starkes Hervorheben der salomonischen Herrlichkeit ankam.

V. 9. Und nahm zu über Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren, auch blieb Weisheit bei mir.

Dieser Vers besagt ein Doppeltes. Einmal bekräftigt er, was vorher schon gesagt war, daß der Reichthum Salomos der höchste war, der je erreicht war. Zum Zweiten fügt er hinzu, daß auch der Geistesreichthum, den Salomo in seiner früheren Periode erworben, bei ihm blieb. Ein ähnlicher Vers steht in der israelitischen Geschichte 1 Kön. 10, 23: „Also ward der König Salomo größer mit Reichthum und Weisheit, denn alle Könige auf Erden.“ Reichthum und Weisheit, das sind die beiden Glanzpunkte, die auch noch das neue Testament an Salomo hervorhebt; von Salomos Weisheit redet der

Heiland zu den Pharisäern Matth. 12: „Dir Königin von Saba kam vom Ende der Erde, Salomos Weisheit zu hören;“ von Salomos Reichthum spricht der Herr in der Bergpredigt Matth. 6 in der berühmten Stelle von „Salomo und aller seiner Herrlichkeit.“

V. 10. Und Alles, was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen und wehrete meinem Herzen keine Freude, daß ich fröhlich war von aller meiner Arbeit; und das hielt ich für mein Theil von aller meiner Arbeit.

Es war ein Leben, wie das des reichen Mannes im Evangelium, ein Leben herrlich und in Freuden. Und doch war es insofern anders, als der reiche Mann seine Freude einzig und allein im Lebensgenusse als solchem suchte, Salomo aber außer im Genusse, auch in dem Bewußtsein, sich selber durch alle seine Arbeit dies vergnügte Leben bereitet zu haben. Ja gerade dies Bewußtsein, der Schöpfer seines eignen Wohllebens zu sein, erschien ihm, dem Weisen, als das Reelle bei der ganzen Sache, als der Theil, der Vortheil, den er davon hatte. Nicht sowohl daß er Alles genießen konnte, als vielmehr, daß Alles, was er genoß, er sich selbst geschaffen, in diesem Gedanken glaubte er, der ein Genußmensch und ein Weiser zugleich sein wollte, die rechte Befriedigung gefunden zu haben. Allein er täuschte sich sehr. Es gibt kein unglücklicheres Unternehmen, als seines Lebens dadurch froh werden zu wollen, daß man allein für den Leib sorgt und die Seele verschmachten läßt. Es geht dann nach dem Verse:

Man sorgt, daß nichts dem Leibe fehle;
Die Hütte schmückt man reich und schön;
Doch die Bewohnerin, die Seele,
Läßt man verschmachten und vergehn;
Und wenn es draußen tobt und lärmt,
Sitzt sie daheim, still, abgehärmt.

V. 11. Da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es Alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne.

Nichts mehr, wörtlich: kein Vortheil. Es ging ihm mit dem Genuß, wie es ihm mit der Weisheit gegangen war; er kam zur Einsicht, daß nichts dabei herauskomme, daß Häuser, Bäume, Heerden und Diener und Sänger wohl den Staub der Erde für eine Weile übergolden, nicht aber aus dem Staube

dauernd Gold zu machen im Stande seien. Es ist ja das eine Erfahrung, die so manche Seele namentlich der höheren Stände auch macht. Der ganze rauschende Glanz auf den Höhen des Lebens ist oft nur ein dünner Schleier, hinter dem sich blutende, aus tausend Wunden blutende Herzen verbergen. Der Mensch ist viel zu vornehmer Abkunft, als daß irgend etwas Creatürliches das geheime Sehnen seiner Seele wahrhaft stillen könnte. Seele, was ermüdest du dich in den Dingen dieser Erden, die ja doch verzehren sich und zu Staub und Asche werden? Suche Jesum und sein Licht, alles Andre hilft dir nicht.

V. 12. Da wandte ich mich zu sehen die Weisheit und Klugheit und Thorheit. Denn wer weiß, was der für ein Mensch werden wird nach dem Könige, den sie schon bereit gemacht haben.

Genauer: Denn wer wird sein der Mensch, der nach dem Könige kommen wird, im Vergleich mit dem, den sie früher gemacht haben? Den süßen Gedanken Salomos, daß er der Schöpfer aller seiner heiteren Werke sei, verwandelte der andre naheliegende Gedanke in bitterm Wermuth: „Wie? Was ich mit so vieler Arbeit aufgeführt habe, muß ich es nicht Alles hier lassen; und weiß ich denn, ob ich mich nicht gequält habe für einen Erben, der ein großer Thor sein kann?“ Wenn man sich für lachende, noch dazu für thörichte Erben abmüht, fürwahr das ist eine Mühe ohne Lohn, ein Leben voller Eitelkeit. Bekanntlich war Rehabeam, der Sohn und Nachfolger Salomos, so ein thörichter Erbe seines weisen Vaters, die Erbschaft ging unter ihm durch seine Thorheit zum größten Theil verloren. Auch dieser Vers zeugt für einen andern Verfasser des Buchs, als Salomo. Ein später Lebender, der Rehabeams Geschichte schon kannte, kleidet seine Anschauungen in salomonisches Gewand.

V. 13. 14. Da sähe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß; daß dem Weisen seine Augen im Haupt stehen, aber die Narren in Finsterniß gehn, und merkte doch, daß es Einem gehet wie dem Andern.

Der Gedanke, alle seine fröhlichen Schöpfungen wer weiß wie bald verlassen und sie möglicherweise einem Narren zum Erbe hinterlassen müssen, schlägt Salomo mitten im heiteren Lebensgenuß gänzlich darnieder. Ob auch die Weisheit, die sich irdische Herrlichkeit zu schaffen versteht, die Dummheit und Thorheit übertrifft, wie das Licht die Finsterniß übertrifft, am Ende ists ganz einerlei, weise oder thöricht gewesen zu sein, das Leben

mit Verstand genossen oder es mit Thorheit verdorben zu haben; der Weise erlangt mit seiner Weisheit das wahre Glück ebenso wenig, als der Thor mit seiner Thorheit; der Kluge muß ebenso gut sterben, als der Narr.

V. 15. Da dachte ich in meinem Herzen: Weil es denn dem Narren gehet wie mir, warum habe ich denn nach Weisheit gestanden? Da dachte ich in meinem Herzen, daß solches auch eitel sei.

Ende gut, Alles gut; aber auch Ende schlecht, Alles schlecht. Salomo bedenkt das Ende; und da er findet, daß weises Leben eben ein solches schlechte Ende nimmt, als thörichtes Leben, so bedauert er, überhaupt je nach Weisheit gestanden zu haben, überhaupt je sich Mühe gegeben zu haben, dies Leben durch kluggewählte Mittel des Genusses sich zu verschönern, und er ruft auch über die zweite Periode seines Lebens, wie über die erste aus: Es ist Alles pure Eitelkeit.

V. 16. Denn man gedenket des Weisen nicht immerdar, ebenso wenig als des Narren; und die Künftigen Tage vergessen Alles; und wie der Weise stirbt, also auch der Narr.

Es ist das der schon Kap. 1, 11 ausgesprochene Gedanke, hier nur in der besonderen Anwendung auf Weise und Thoren. Es wäre nämlich gegen die salomonische Klage von der Eitelkeit auch derer, die mit Weisheit großartige Schöpfungen irdischer Lebensfreude hervorbringen, der Einwand möglich: Mag auch das Ende des Weisen und des Narren gleich sein, dies Ende ist noch nicht das Ende; man wird des Weisen, der das Leben zu genießen verstand, noch nach seinem Tode rühmend gedenken, während der Narr vergessen wird. Aber der scharfsinnige Verstand Salomos läßt diesen Einwand nichts gelten. Vergessenheit, so spricht er, deckt in Zukunft den Weisen nicht minder, als den Thoren - und das vergällt mir die Freude an allen meinen Schöpfungen.

V. 17. Darum verdroß mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, daß es sogar eitel und Mühe ist.

Ein gründliches Mißbehagen über das Leben beschlich den Weisen, da er weder im Philosophieren über das eitle Leben, noch im Ausschmücken und Verschönern des eitlen Lebens durch allerlei Glanz der Erde Ruhe und Friede gefunden hatte. Mißbehagen am Leben ergreift schließlich immer diejenigen, die nach vergeblichen Anstrengungen und zerronnenen Idealen kei-

nen Gott haben, in dem allein Ersatz und zwar tausendfacher Ersatz zu finden ist für die Eitelkeit der Erde. Sie sprechen dann mit dem Dichterwort:

Nichts in der ganzen Welt behagt mir mehr; Das Leben langweilt mich, wie ein zweimal Erzähltes Märchen, in das milde Ohr Des Schläfrigen geleiert. Bitter Schmach Hat mir so sehr den Wohlgeschmack der Welt Verderbt, daß Alles schaal mir scheint und bitter.

Von diesem weltlichen Lebensüberdruß aber ist auf's Strengste zu scheiden und zu unterscheiden die fromme Lebenssattheit, die einem himmlischgesinnten Manne sehr wohl ansteht, da man satt ist dieses Pilgerlebens und sich aus diesem Lande der Thränen hinübersehnt in die Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes. Weltlicher Lebensüberdruß kann in seiner Consequenz bis zur schrecklichen Sünde des Selbstmordes führen; fromme Lebenssattheit aber gipfelt in dem Bekenntniß Pauli: Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein.

V. 18. 19. Und mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieselbe einem Menschen lassen müßte, der nach mir sein sollte. Denn wer weiß, ob er weise oder toll sein wird? Und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe unter der Sonne. Das ist auch eitel.

Der beängstigende Gedanke an einen schlechten Nachfolger, den er nach der Welt Lauf zu erwarten hat, wie er ihn denn auch in der That gefunden hat, ist ihm noch bitterer, als der Gedanke an die Nacht der Vergessenheit, in die unterschiedslos Weise und Thoren beim Sterben eingehn; dieser Gedanke bohrt sich immer tiefer in sein Herz, macht ihm sein Genußleben am allerunleidlichsten. Darum leiht er ihm noch einmal und wieder Wort und Ausdruck. Was er mit so saurer Mühe sich bereitet, das Leben sich süß zu machen, sieht er im Geiste schon als Beute eines lachenden Thoren, und damit verschwindet in seinen Augen aller Werth.

V. 20. 21. Darum wandte ich mich, daß mein Herz abließe von aller Arbeit, die ich that unter der Sonne. Denn es muß ein Mensch, der seine Arbeit mit Weisheit, Vernunft und Geschicklichkeit gethan hat, einem Andern zum Erbtheil lassen, der nicht daran gearbeitet hat. Das ist auch eitel und ein groß Unglück.

Noch einmal tritt der Gedanke an einen thörichten Erben als der Wurm auf, der den Aufbau irdischer Herrlichkeiten zernagt. Im Hintergrunde der salo-

monischen Herrlichkeit steht die Thorheit Rehabeams wie ein finsterner Schatten. Die Ahnung davon bewirkt bei Salomo eine Wendung. Die positive Seite der Wendung wird in diesen Versen noch nicht genannt, sie wird erst V. 24 angedeutet. Hier wird die Wendung nur nach ihrer negativen Seite geschildert. Salomo hört auf, das wahrhaftige Gut in großen Werken und Anlagen für irdische Behaglichkeit zu suchen, Für die Zeitgenossen des Verfassers, die in krankhafter Sehnsucht auf die alte „bessere Zeit,“ auf die an irdischen Freuden reiche salomonische Zeit zurückschauten, war das ein bedeutsamer Wink, der ihnen sagte: Ihr beneidet Salomos Freuden; o ihr sollt wissen, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit das nicht gefunden hat, was den Menschen wahrhaft befriedigt. „Gesundheit, Weltlust, Ehr' und Pracht sind nicht das Glück der Seelen!“

V. 22. 23. Denn was kriegt der Mensch von aller seiner Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn alle sein Lebtag Schmerzen mit Grämen und Leid, daß auch sein Herz des Nachts nicht ruhet! Das ist auch eitel.

Eine ergreifende, tief aus dem Leben gegriffene Schilderung von der Unruhe, die der im Jagen und Haschen nach irdischem Glück Ruhe suchende Mensch sich selbst bereitet. Zu dem Gedanken an lachende Erben, denen man früher oder später beim Sterben Alles hinterlassen muß, tritt hier noch die bis jetzt nicht besonders hervorgehobene Erwägung der mannigfachen Unfälle des Lebens, die oft in Einem Augenblick zerstören, was man mit so vieler Mühe und Sorge geschaffen hat. Diese Erwägung treibt selbst den Schlummer von den Augen, daß man die kummervollen Nächte auf seinem Bette sorgend und weinend sitzt. Schätze, die die Motten und der Rost verzehren, Schätze, nach denen die Diebe graben, können wohl Gegenstände der Sorge und Angst, aber nicht Mittel der Ruhe sein. Der Dichter Rückert nennt darum das Gold einen Heuchler mit doppeltem Gesicht, bestechendem Lächeln und kaltem Herzen und singt von ihm:

Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht, Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht. Das Schlimmste ist, wer ihn bewahrt, dem nützt er nicht; Und wer ihn nützt, der thut dadurch auf ihn Verzicht. Darum verachtet ihn ein edler Mann und spricht: Du Taugenichts, hinweg aus meinem Angesicht.

V. 24. Ist es nun nicht besser dem Menschen, essen und trinken und seine Seele guter Dinge sein in seiner Arbeit? Aber solches sehe ich auch, das von Gottes Hand kommt.

Dieser Vers ist der Schlüssel zum ganzen Kapitel; der Verstand zieht hier einen Schluß aus allem Vorigen, und der Glaube, lange genug stumm gewesen, erhebt sich und macht zu dem Verstandesschluß einen Zusatz der Gottseligkeit. Wer diesen Vers falsch versteht, versteht das ganze zweite Kapitel, ja das ganze Buch falsch. Das aber ist falsches Verständniß dieses Verses, wenn man ihn so auffaßt, als ob der Verfasser hier verzweifelnd an allem Höheren den heiteren Genuß des Augenblicks als das einzig Wahre empfehle, von dieser Auffassung kommt man dann consequent dahin, das Buch im Ganzen mit dem frivolen Dichter Heinrich Heine als das Hohelied der Skepsis zu bezeichnen. Es steht aber vielmehr also, daß nach zwei gescheiterten Versuchen mit eigener Vernunft und Kraft die Eitelkeit dieses Lebens zu überwinden die Vernunft zwar fragt: „Sollte nun nicht fröhlicher Lebensgenuß ohne alles weitere Nachdenken das Beste sein?“ der sich auffaffende Glaube aber antwortet: „Ja, doch nur in dem Falle, wenn man die Freude des Lebens aus jener Hand dankbar hinnimmt, aus der alle gute und vollkommene Gabe kommt, aus Gottes Hand!“ Wirkliche Freude, will der Verfasser damit sagen, hat Salomo nicht in seiner vielgerühmten Weisheit, nicht in seiner oft besungnen äußerlichen Herrlichkeit gefunden, sondern allein in der Hingabe an Gott, den Geber aller Güter, den frommen Menschenhüter. Das ist die positive Seite der Wendung, von der V. 20 die Rede war, daß der Mensch den Quell der Freude in Gott suche. Zu einer Abwendung von der Eitelkeit der Dinge bringt es auch der bloße Verstand, wenn er die Einsicht von dem Unbestand und der Hinfälligkeit des Lebens gewonnen, daß er spricht: „Ach, ich bin des Treibens müde, was soll all' der Schmerz und Lust?“ daß er sich das Wort der Schrift 1 Sam. 12. 21 Wohlgefallen läßt: „Weichet nicht dem Eiteln nach; denn es nützt nicht und kann nicht erretten, weil es ein eitel Ding ist!“ aber zu einer Zuwendung zu Gott bringt es allein der Glaube. „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende,“ so spricht der große Gott selbst; und was nicht der Verstand der Verständigen sieht, das merket in Einfalt ein kindlich Gemüth, das ergreift ohne Grübeln und ohne Berathen mit Fleisch und Blut der sehnde Glaube und erfaßt seinen Gott und in Ihm die Quelle wahrer Freude. Creatur ängstet nur, Gott allein kann geben Freude, Fried' und Leben. Daß der Weg zu Gott für den Sünder noch der Vermittelung bedarf, nämlich der Vermitte-

lung durch das Sühnopfer Christi, bleibt hier unberührt; aber die Schrift muß durch die Schrift ausgelegt werden, und der Vers des Predigers: „Ich sehe, daß Solches, nämlich wahre Freude, von Gott kommt“ durch den Vers des Heilandes: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“

V. 25. Denn wer hat fröhlicher gegessen und sich ergötzet denn ich?

Wäre diese Luthersche Uebersetzung - auch die niederländische Verdolmetschung hat hier denselben Sinn - die richtige, dann wäre der Gedankengang dieser: Von Gottes Hand kommt allein der fröhliche Genuß der Gaben Gottes auf Erden; ich habe lange genug und wie kein Anderer Fröhlichkeit und Ergötzung in den Dingen dieser Erde gesucht ohne Gott und sie nicht gefunden. Allein nach den besten, alten Lesarten ist vielmehr zu übersetzen: Denn wer isset oder wer genießet außer durch Ihn? Der Glaube also, der V. 24 hervorbrach, setzt hier noch direkt seine Rede fort. Gott ist es, der den fröhlichen Genuß der Gaben geben und das Herz selbst genußfähig und fröhlich machen muß. Es predigt also der Prediger wahrlich nicht eine Religion des Diesseits, vielmehr weist er sehr stark hin auf den lebendigen Gott, von dem allein das Heil kommt; er dringt allerdings auf ein Auskaufen der Freudenstunden dieses armen Lebens, aber er kennt keine andere wahrhaftige Freude, als die auf der Gottesfurcht ruht und die mit der Gottesfurcht allezeit Hand in Hand geht. Diese Tendenz seiner Betrachtungen bricht nicht nur hier, sondern an allen andern Stellen des Buches durch, wo der Glaube den Verstand zum Schweigen verurtheilend siegreich zu Worte kommt,

V. 26. Denn dem Menschen, der ihm gefällt, gibt er Weisheit, Vernunft und Freude; aber dem Sünder gibt er Unglück, daß er sammle und kaufe und doch dem gegeben werde, der Gott gefällt. Darum ist das auch eitel Jammer.

Gott ist es, der Weisheit, Vernunft und Freude, die weise, vernünftige Freude schenkt, denen nämlich, die ihm gefallen d. i. die sich ihm ergeben und seiner Gnade. Diejenigen, die sich durch eigne Vernunft und Kraft Freude des Lebens verschaffen wollen, erreichen's nicht, machen sich nur Qual. Es ist das derselbe Gedanke, den der salomonische Psalm 127 so schön ausführt, wenn er sagt: Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzt und esset euer Brot mit Sorgen, denn seinen Freunden gibt er es schlafend. Aber mit diesem Gedanken verbindet sich an unsrer Stelle noch ein anderer: Wer ohne sich Gott zu ergeben im Genusse sein Glück sucht, quält sich umsonst und arbeitet nur dem Frommen in die Hände; was der

Gottlose gesammelt, gibt Gott dem Gerechten. Der Verstand in den früheren Versen des Kapitels hatte es als einen besonders starken Zug und Beweis der Eitelkeit erfaßt, daß der die Genußmittel sammelnde Weise für einen thörichten Erben sammle, ein Salomo für einen Rehabeam; hier dreht der Glaube diesen Satz um und sagt: Der Gottlose muß für den Gottseligen, der Ungerechte für den Gerechten, ein Saul für einen David sammeln. Die Moral ist einfach: Bloße Lebensklugheit erringt die wahre Freude allerdings nicht, im Gegentheil sie ist Thorheit, die sich für Andre quält; aber ruht die Lebensklugheit auf dem Grunde der Gottseligkeit, dann wird ihr das liebliche Leos des fröhlichen Sinnes zu Theil. Der Schlußsatz: „Darum ist das auch eitel und Jammer,“ will nicht dies eben vom Glauben Ausgesprochene etwa wieder aufheben, sondern geht auf die vorherige Schilderung des Unternehmens, aus eigenem Willen in den Gütern dieser Welt die wahre Freude zu finden - dies Unternehmen ist eitel. Das allzeit fröhliche Herz kommt allein von Gott!

Irdische Wollüste sind eitel - so lautet in unserer deutschen Bibel die Ueberschrift des zweiten Kapitels. Sie drückt nicht das Ganze des Inhalts aus; es gilt, noch hinzuzusetzen: Erlösung von der Eitelkeit gibt nur die Wendung zu Gott. Möge diese Doppelwahrheit durch den heiligen Geist sich tief in unser Herz prägen.

O wär' unser Herz entnommen
Dem, was lockt durch eitlen Glanz
Und halt ab zu Gott zu kommen,
In dem alle Gut' ist ganz!
O war' unser Aug' der Seelen
Stetig nur auf Gott gewend't,
So hätt' auch das sorglich Quälen
Im Gewissen ganz ein End'!
O Du Abgrund aller Güte,
Zeuch durchs Kreuz in Dich hinein
Geist, Seel', Herz, Sinn und Gemüthe,
Ewig mit Dir eins zu sein! Amen.

Drittes Kapitel

Eine dritte in sich ziemlich zusammenhängende und abgerundete Gedankenreihe tritt uns in diesem Kapitel entgegen, eine Gedankenreihe, wie sie

sich stützt auf einen dritten Versuch Salomos oder vielmehr dessen, der ihn redend einführt, mitten in der Eitelkeit der Dinge festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Salomo war zuerst den Weg der Weisheit dieser Welt gewandert und hatte auf diesem Wege den Frieden nicht gefunden. Er hatte dann den Weg des Genusses und der Arbeit für Genuß eingeschlagen; auch dieser Weg half ihm nicht aus der Eitelkeit heraus, wohl aber erhob auf diesem Wege am Ende der Glaube seine Stimme und predigte, daß, was der Mensch auf seinen Wegen nicht finde, Gott denen gebe, die ihn lieben. Diesen Wink des Glaubens nimmt Salomo nun bei seinem dritten Versuche auf; er schlägt noch einmal den Weg der Weisheit ein, aber läßt ihn sich beleuchten von dem Lichte des Glaubens. Nicht auf jede Parthie des Weges fällt das Licht der Gottseligkeit, doch aber auf die größere Hälfte des Weges; und es entsteht so folgende Reflexion: Es ist allerdings Alles unter dieser Sonne eitel, denn es ist Alles zeitlich; aber Gott hat allem Menschlichen die Zeiten gesetzt und geordnet, derselbe Gott, der dem Menschen die Ewigkeit ins Herz gegeben. Sieht der Mensch nur mitten in der Eitelkeit auf die Vorsehung Gottes, so muß sich der Schmerz über die Eitelkeit besänftigen; und versenkt sich der Mensch nur in die Ewigkeitsahnungen seines Herzens, so verliert die Eitelkeit der Dinge für ihn viel von ihrem Fürchterlichen. In einzelnen Fällen freilich wird es sehr schwer sein, sich aus dem Schmerz über die traurige Wirklichkeit herauszureißen; allein der Gedanke, daß auch die schlimmsten Zeiten wohlgemeinte Schickungen der Vorsehung sind und sich nach Gottes Vorsehung endlich wenden müssen, bringt auch über die schwerste Anfechtung hinüber. Ohne Gott ist der Mensch nichts und sinkt auf die Stufe des Viehs, aber in Gott und mit Gott wird er hoch erhoben durch das Gedenken an die Vorsehung in der Zeit und an die Ewigkeit, die über der Zeit ist. - Das Absehen des Verfassers bei dieser dritten Gedankenreihe ist offenbar das, sein im Elende und unter tiefster Demüthigung durch heidnischen Druck seufzendes Volk zu trösten. Leidende, Unterdrückte, Seufzende werden noch heute dieses Kapitel zu ihrem reichen Tröste lesen.

V. 1. Ein Jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.

Es klingt zwar ähnlich, ist aber durchaus nicht dasselbe, ob man sagt: Alles ist vergänglich und eitel; oder ob man sagt: Alles hat seine Zeit und Stunde. Alles ist eitel und vergänglich - so spricht der Verstand, wenn er das flüchtige Leben in der Welt ohne Beziehung auf Gott ansieht und auffaßt. Alles

hat seine Zeit und Stunde - so spricht der Verstand, der sich vom Glauben hat lehren lassen, daß es einen Gott gibt, der für ein Jegliches die Zeit gesetzt hat. Alles Vornehmen unter dem Himmel hat seinen von Gott festgesetzten Zeitpunkt. „Er ändert Zeit und Stunde,“ spricht auch Daniel 2, 21 von Gott. Gott der Herr bestimmt Jedem den Zeitpunkt, wo es eintritt, und die Frist, die es dauert. Welt und Leben sind also trotz aller Eitelkeit doch kein wüstes Durcheinander; über allem Thun und Handthieren des Menschen steht die gewaltige Hand Gottes, die Alles ordnet und versieht, und die auch hineingreift und eingreift nach vorbedachtem Rath und Plan. So flüchtig die Welt, so eilend das Leben ist, unter dem Gesichtspunkte der göttlichen Vorsehung gewinnt doch Alles ein andres Ansehn, als das der puren Eitelkeit; aus dem wirren Durcheinander bunter Zufälligkeiten des Augenblicks taucht ein großer zusammenhängender Weltplan auf. An diesem Vermögen die Unternehmungen der Menschen nichts ändern; sie sind und bleiben daher an und für sich eitel. Aber wer sich dem Gotte hingibt, der Alles ordnet und bestimmt, dem wird die Zeit eine Gnadenzeit und jede Stunde eine Stunde fröhlichen und dankbaren Aufblicks auf den Herrn.

V. 2. Geboren werden. Sterben, pflanzen, ausrotten, das gepflanzt ist, hat seine Zeit.

In diesem und den folgenden Versen wird der erste Vers detailliert, das „ein Jeglicher“ und „alles Vornehmen“ wird in 28 Theile zerlegt: Des Menschen Anfang und des Menschen Ende hat seine bestimmte, geordnete Zeit und Stunde, und nicht minder das, was er anfängt und was er endet. Daß Anfang und Ende unseres Lebens in Gottes, des Allwaltenden, Hand stehen, gibt uns eine gewisse Sicherheit mitten in aller Flüchtigkeit des Lebens. Aus diesem Gefühle gottseliger Sicherheit heraus singt David im 139. Psalme V. 13-16: „Du hast meine Nieren in deiner Gewalt, du warest über mir in Mutterleibe. Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl. Es war dir mein Gebein nicht verhohlen, da ich im Verborgenen gemacht ward; da ich gebildet ward unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war; und waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und derselben keiner da war.“ Das Pflanzen und das Ausrotten des Gepflanzten ist ein Bild aller Thätigkeit des Menschen überhaupt; das Pflanzen bezeichnet den Beginn der Arbeit, das Ausrotten das Ende: der Mensch kann mit seinen Bestrebungen doch nie über das von Gott bestimmte Maaß der Zeit hinaus; der Mensch ist, indem er pflanzt, nur ein

Werkzeug Gottes, und sobald Gott es bestimmt, werden die Pflanzen wieder ausgerottet. Aus dieser Erwägung entspringt das fromme Abhängigkeitsgefühl, das sich in alle seinem Thun und Lassen von der göttlichen Weltregierung getragen weiß - ein Gefühl, das vor andern geeignet ist, den Schmerz über die Eitelkeit der Dinge zu dämpfen. Ist für meine Wiege und mein Grab, ist für all' mein Thun und Lassen mir Zeit und Stunde von dem ewigen Gotte bestimmt, was kann ich dann Besseres thun, als mich an das Erbarmen des Allmächtigen lehnen und beten:

A und O, Anfang und Ende, Nimm mich, Herr, in Deine Hände Wie ein Töpfer seinen Thon; Meister, laß Dein Werk nicht liegen, Hilf mir beten, wachen, siegen, Bis ich steh' vor Deinem Thron.

V. 3. Würgen hat seine Zeit, Heilen hat seine Zeit, brechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit.

Würgen und Brechen bezeichnen Einwirkungen der feindlichen Mächte auf das Leben, Heilen und Bauen dagegen die sanften Gegenwirkungen der freundlichen Mächte auf das Leben. Wie das Thun und Lassen seine Zeit und Stunde hat, so auch das Leiden und das Getröstetwerden. Nur der Unverstand kann aus diesem Verse einen Freibrief für Würger und Mörder herauslesen; die kurzen und knappen Ausdrücke sind doch klar genug, um dahin verstanden zu werden: Ist irgendwann einmal eine Zeit des Würgens und des Brechens, die Einem das eitle Leben ganz und gar verleiden möchte, nur Kopf und Herz oben behalten, auch für das Würgen und Brechen gibt es ein: Bis hieher und nicht Weiter! und es kommen die Stunden des Heilens und des Bauens. Die Zeit der persischen Herrschaft war für Israel eine solche Zeit des Würgens und des Brechens, die Zeit der Makkabäer dahingegen eine Zeit des Heilens und Bauens; die volle Zeit des Heilens und Bauens brach aber erst an mit dem Advent Jesu Christi, da durch die herzliche Barmherzigkeit Gottes der Retter erschien, der Balsam hatte für die tiefsten Wunden und der sich selbst zum Eckstein legte für einen Bau, der da bleibet.

V. 4. Weinen hat seine Zeit, Lachen hat seine Zeit, Klagen hat seine Zeit, Tanzen hat seine Zeit.

Weinen und Klagen entspricht dem Würgen und Brechen des vorigen Verses, Lachen und Tanzen dem Heilen und Bauen. Wie das Drängen der Dränger seine Zeit hat, so auch die Klage über die Drangsal; wie auf das Würgen

und Brechen das Heilen und Bauen folgt, so auf das Weinen und Klagen das Lachen und Tanzen.

Gott kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, wann es nützlich sei;
Wenn er uns nur hat treu erfunden
Und wertet keine Heuchelei,
Es kommt Gott, eh' wir's uns versehn,
Und lasset uns viel Gut's gescheh'n.
Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß Du von Gott verlassen sei'st
Und daß der Gott im Schooße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die Folgezeit verändert viel
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

V. 5. Steine zerstreuen hat seine Zeit und Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit und Fernen vom Herzen hat seine Zeit.

Handelten die vorigen Verse mehr vom Wechsel von Freud' und Leid im Allgemeinen, so schildert dieser Vers, daß auch Freud' und Leid in Haus und Herzen seine von Gott verordnete Zeit hat. Steine zerstreuen, ein Hauswesen auflösen - so schmerzlich es ist, es ist zeitlich; wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hülf' mit Macht herein, und es kommt die Zeit des Steinesammelns, der Wiederaufrichtung des Hauswesens. Hiob verlor Alles, was er hatte, und gewann schließlich Alles doppelt wieder. Aber man soll nun hinwiederum nicht meinen, daß das Wohlsein in der Mitte lieber Hausgenossen uns das ewige Gut ersetzen könne; o nein, auch herzliche Liebe der Unsern hat Ihre Zeit; die sich heute herzen, müssen vielleicht morgen schon das Fernen vom Herzen erfahren. Wie manches Herz, mit dem wir einst in frommer Liebe verbunden waren, schlägt nicht mehr, und wir können nur noch in stiller Wehmuth seinen Todestag als seinen himmlischen Geburtstag feiern. Und wie manches Herz schlägt zwar noch, aber nicht mehr für uns. Man denke an Jakob und Laban. Wer muß nicht mit dem Dichter bekennen:

Ach, ich hab' ihn auch gefühlt
Labans kalten Blick,
Wenn die Liebe, abgekühlt,
sich zog zurück;

Wenn ein Herz, das liebewarm
Einst an meinem schlug,
Plötzlich kalt und liebearm
Sprach: Es ist genug!

V. 6. Suchen hat seine Zeit und Verlieren hat seine Zeit, behalten hat seine Zeit und Wegwerfen hat seine Zeit.

Suchen und Verlorenegehnlassen (so heißt es wörtlich) werden durch Behalten und Wegwerfen näher erläutert und bestimmt. Die Rede geht von den Personen zu den Dingen über. Wenn der Mensch liebe Personen, deren Freundschaft er lange gesucht und bewahrt, dadurch verliert, daß sie sich selbst von ihm „fernen“, so verliert er liebe Dinge, um die er sich lange bemüht und die er lange gern bewahrt, endlich dadurch, daß er ihrer selber überdrüssig wird und sie wegwirft. Die Dinge dieser Erde sind auch Dinge dieser Zeit; mit der Zeit verändert sich ihr Werth vor unsern Augen. Dinge, für die wir als Kinder schwärmten, legen wir in der Jugend schon still beiseit; und mancher Kranz, den wir in der Jugend wanden, entlockt uns im Alter kaum noch ein Lächeln. Wer gewohnt ist, ein Tagebuch zu führen, blättere einmal in den Blättern, die er vor 10 Jahren geschrieben, und er wird kaum begreifen, wie er dies und jenes damals hat suchen und behalten können, wofür er doch jetzt nur ein Kopfschütteln hat, und wie Vieles er in 10 Jahren hat verloren gehen lassen und als Tand weggeworfen. Wohl dem, der darum die Dinge dieser Zeit gebraucht, als gebrauchte er sie nicht, und sich desto fleißiger mit den Dingen beschäftigt, die einer höheren Weltordnung angehören und ewig sollen sein.

V. 7. Zerreißen hat seine Zeit und Zunähen hat seine Zeit, Schweigen hat seine Zeit und Reden hat seine Zeit.

Das Zerreißen und Zunähen der Kleider war unter Israel das Zeichen der Trauer und des Aufhörens der Trauer; das Schweigen war ebenfalls ein Zeichen tiefer Trauer: von Hiobs Freunden steht geschrieben: Sie saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war; mit dem Ende der Trauer und des Schmerzes findet sich auch die Sprache wieder. Der Verfasser lebte unter einem trauernden Geschlechte, darum kommt er immer wieder auf den Gedanken zurück, daß auch irdische Trauer nichts Ewiges ist, sondern ihre Zeit hat.

Zuletzt geht's wohl dem, der gerecht auf Erden
Durch Christi Blut und Gottes Erbe war;
Es kommt zuletzt das angenehme Jahr,
Der Tag des Heils, an dem wir fröhlich werden,

V. 8. Lieben hat seine Zeit und Hassen hat seine Zeit, Streit hat seine Zeit und Friede hat seine Zeit.

Liebe und Haß, Streit und Friede sind in beständigem Wechsel auf Erden begriffen. Damit sollen sich trösten, die unter dem Haß und Streit zu leiden haben, und in guter Zuversicht der Liebe und des Friedens warten. Warten - dies Wort sollen im Leide alle diejenigen sich zur Loosung machen, die da wissen, daß Alles seine Zeit hat. Vergeblich und umsonst ist es, in kümmerlichen Zeiten sich aus sich selbst ein schöneres, befriedigendes Dasein zu schaffen; nur durch Stillesein und Hoffen können wir stark sein.

V. 9. Man arbeite, wie man will, so kann man nicht mehr ausrichten.

Wörtlich: Was ist der Vortheil dessen, der etwas thut, dafür daß er sich mühet? Es ist das eine Frage, und die Antwort ist: Ein Mensch, der, losgerissen von Gott, auf seine eigne Hand die Welt und sein Leben verbessern will, der richtet nichts aus; wie gewonnen, so zerronnen. Wenn die Zeit da ist, wird ausgerottet, was er gepflanzt hat, und er selbst muß von hinnen fahren, wie ein Schatten. Nur wer Gott, dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut.

V. 10. Daher sah ich die Mühe, die Gott den Menschen gegeben hat, daß sie darinnen geplaget werden.

Ohne Gott ist alles Arbeiten und Sichplagen eine unselige Mühe, ähnlich wie das Werk des Sisyphus, von dem die alten Heiden erzählten, daß er sich Tag und Nacht quäle, einen Felsblock auf einen Berg zu wälzen, aber jedesmal, wenn er den Stein bald bis zur Höhe habe, stürze er wieder mit Donnergepolter herab. Die Geschichte von Sisyphus ist eine Fabel; aber daß die Steine immer wieder herunterrollen, wenn man sie glaubt, bald zur Höhe zu haben, ach das ist keine Fabel. Gott selbst in seiner strafenden Gerechtigkeit, die doch auch zugleich lockende Gnade ist, hat es so eingerichtet, daß die Sünder ohne Ihn nichts ausrichten, sondern nur dann etwas ausrichten können, was bleibenden Werth hat, wenn sie sich zu Ihm bekehren. Wo das geschieht, verwandelt sich die Plage in frohe Arbeit, und diese Ar-

beit hat Segen. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und jenes Lebens.

V. 11. Er aber thut Alles fein zu seiner Zeit und lasset ihr Herz sich ängsten, wie es gehen soll in der Welt; denn der Mensch kann doch nicht treffen das Werk, das Gott thut, weder Anfang noch Ende.

Der Anfang dieses Verses heißt wörtlich: Alles thut er fein zu seiner Zeit; auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gegeben, ohne die der Mensch doch nicht kann u. s. w. Ueber allen Unternehmungen der Menschen steht die unwandelbare Ordnung Gottes, der Alles thut zu seiner Zeit, Alles im richtigsten und günstigsten Zeitpunkt nach seinem unerforschlichen, aber immer weisen Rathschluß vollzieht. Sehr richtig sagt Jesus Sirach 39, 21 und 40: „Alle Werke des Herrn sind sehr gut, und was er gebietet, das geschehet zu rechter Zeit - daß man nicht sagen darf: Es ist nicht Alles gut; denn es ist ein Jegliches zu seiner Zeit köstlich.“ Freilich wer so sprechen und denken will, wer treffen will das Werk, das Gott thut d. i. wer es allezeit treffend, zu treffend, passend, köstlich finden will, der muß mitten in der Zeit das Ewigkeitsgefühl pflegen, das Gott in jede Menschenbrust gepflanzt hat. Gott hat uns mit dem unvertilgbaren Gottesbewußtsein zugleich ein unvertilgbares Ewigkeitsbewußtsein in den Geist gelegt, daß unsere Seele „sich in dieser Leibeshöhle nach etwas Unendlichem lenkt.“ Die Welt ist uns zu klein, wir brauchen Ewigkeiten. Dieses Ewigkeitsbewußtsein soll unter dem Gefühl der Unbeständigkeit alles Irdischen geweckt und gestärkt werden. Nur im Lichte der Ewigkeit wird uns der bunte und unaufhörliche Wechsel der Zeit erträglich - und begreiflich; die Zeit erhält für uns Ewigkeitsgehalt, wir wenden uns in der Macht des Geistes den Kräften der zukünftigen Welt zu und nützen diese Zeit, die kurze Zeit auf Erden, für die große, ernste Ewigkeit.

V. 12. 13. Darum merkte ich, daß nichts Besseres darinnen ist, denn fröhlich sein und ihm gütlich thun in seinem Leben. Denn ein jeglicher Mensch, der da isset und trinket und hat guten Muth in aller seiner Arbeit: das ist eine Gabe Gottes.

Hat Gott die Fäden des zeitlichen Lebens in seiner Hand und webt Er sie zusammen für das ewige Leben, dann ist es fromm und weise zugleich, in der kindlichen Hingabe an seine Vorsehung froh zu genießen, was Er beschieden, und gern zu entbehren, was Er versagt. Ebenso wenig wie im 24. Verse des vorigen Kapitels wird in diesen Versen leichtsinnige Genußsucht

gepredigt, vielmehr genügsame Gottesfurcht. Es ist eine Gabe Gottes, guten Muth zu haben durch alle Wechsel und Wandelungen dieses mühseligen Lebens hindurch; Er gibt sie seinen Kindern, die von Ihm erbitten, was ihnen mangelt.

V. 14. 15. Ich merkte, daß Alles, was Gott thut, das besteht immer; man kann nichts dazu thun, noch abthun; und solches thut Gott, daß man sich vor ihm fürchten soll.

Was Gott thut, das stehet da; und was er thun will, das muß werden: denn er trachtet und jaget ihm nach. Der 16. Vers lautet wörtlich: Was geschehen ist, das war längst; und was geschehen soll, das ist auch längst geschehen, und Gott sucht das Vergangene wieder hervor. Gottes Thun und des Menschen Thun werden gegen einander abgewogen; Gottes Thun ist ewiges, des Menschen Thun ist zeitliches Thun. Der Mensch für sich und losgelöst von Gott kann nichts Beständiges zu Wege bringen; bringt er etwas zu Wege, was den Schein des Neuen hat, so zeigt sich bald bei näherem Zusehen, es ist schon längst dagewesen; Gott holt das Vergangene hervor - nämlich zur Vergleichung des scheinbar Neuen, damit der Mensch immer wieder inne werde: An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'. Wer dieser Erkenntniß sich nicht verschließt, wird sich nicht länger mit Mühen und Ringen um Unbeständiges abgeben, sondern, der Ewigkeit zupilgernd, unterwegs einfach Alles, was Gott ihm zur Zehrung reicht, mit Dank hinnehmen. Aber das Böse, was geschieht, die Ungerechtigkeiten, die sich auf Erden vollziehn, wie soll der fromme Weise dieselben sich reimen, wie soll er zu ihnen sich stellen? Darauf antworten die beiden folgenden Verse.

V. 16. 17. Weiter sahe ich unter der Sonne Stätte des Gerichts, da war ein gottlos Wesen, und Stätte der Gerechtigkeit, da waren Gottlose. Da dachte ich in meinem Herzen: Gott muß richten den Gerechten und Gottlosen; denn es hat alles Vornehmen seine Zeit und alle Werke.

Wörtlich: Weiter sahe ich unter der Sonne: der Ort des Rechts, da ist die Bosheit, und der Ort der Gerechtigkeit, da ist der Böse. Und ich sprach in meinem Herzen: Den Gerechten und Bösen wird Gott richten, denn Zeit für alles Verlangen und über jedes Werk ist dort. Nicht nur gegen die Eitelkeit, auch gegen die Ungerechtigkeit in dem eitlen Leben gibt der Blick auf den Herrn der Zeiten Trost. Israel hatte unter heidnischer Gewalt und Tyrannei zu leiden; die Obrigkeit, bei der alle Unterdrückten Recht finden sollten, übte selbst Unterdrückung. Das Volk war darüber voll Grimms und Aengs-

tens; aber der Verfasser lehrt sein Volk, die Augen aufzuheben zu dem Herrn, dessen gewaltige Hand die Seinen nur darum demüthigt, auf daß er sie erhöhe zu seiner Zeit. Gott läßt keine Sünde ungestraft, auch nicht den Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt; er hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, seine vergeltende Gerechtigkeit wird dereinst einen großartigen Wechsel der Plätze herbeiführen; er wird einst mit den gottlosen Gewalthabern reden in seinem Zorn und mit seinem Grimm wird er sie schrecken.

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen
Und ist dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

So soll also das Volk Gottes wissen, daß ihm die Zukunft gehört, daß das Leiden der Unterdrückung seine Zeit hat, wie Alles in der Welt; darum soll und kann es denn seine Herzen in Geduld fassen und des Endes harren.

V. 18. Ich sprach in meinem Herzen von dem Wesen der Menschen, darinnen Gott anzeigt und lasset es ansehen, als wären sie unter sich selbst wie das Vieh.

In genauerer Uebersetzung: Ich sprach in meinem Herzen: wegen der Menschenkinder geschieht solches, damit Gott sie reinige und damit sie sehen, daß sie Vieh sind für sich. Die schweren Leiden, die für das Volk Gottes das Joch der Fremdherrschaft mit sich brachte, waren vorher aus dem Gesichtspunkte der Zeitlichkeit betrachtet; jetzt werden sie in ihrer Zweckmäßigkeit angeschaut. Die Gewalthaber, die Israel drückten, so ungerecht, so sündig sie waren, waren dennoch Geißeln Gottes, die der Herr mit großer Absichtlichkeit gebrauchte, um sein Volt zu reinigen und zu läutern. Unter den Sündern Israels ragte hervor die hochmüthige, stolze Gesinnung; Hochmuth aber muß gänzlich ausgerottet sein in einer Seele und in einem Volke, in dem der ewige Gott sein Nahesein kund geben soll; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen und gibt nur den Demüthigen Gnade. Israel sollte demüthig werden, darum führte Gott es in das tiefe Elend. Dem Gethier des Feldes, das vom Jäger gejagt und erlegt wird, ohne sich schützen und retten zu können, wurden sie gleich, die sich so riesengroß gedünkt hatten als Kinder Abrahams, als auserwähltes Volk, wird Jeder gleich, der sich seinem Gott

und seiner Obhut durch Eigendünkel und Hoffart entzieht. Man hat es dem Verfasser unsers Buches vielfach übel gedeutet, daß er die Menschen in ihrer Gott-Verlassenheit mit dem Vieh vergleicht; und namentlich sind die Ohren der Christen unsrer Tage so zart und empfindlich geworden, daß sie von einem solchen Vergleiche nicht gerne hören. Aber es ist nichts mit diesem ästhetischen Christenthum, das feiner ist, als die Bibel; die Bibel gibt durchaus nichts auf den Satz: „Man soll den Menschen nicht mit einem Thiere vergleichen,“ sondern vergleicht Menschen, ja sogar den großen Gott sehr oft mit Thieren. Der Heiland wird in der Bibel ein Lamm genannt und ein Löwe; von dem Herrn Zebaoth wird gesagt: Der Herr wird aus Zion brüllen; David bekennt: Ich bin ein Wurm und kein Mensch. Und ganz ähnlich wie in unserm Verse spricht Habakuk 4, 14 von den Menschen, die der Herr schlägt um ihres Hochmuths willen. „Du lässest die Menschen gehn, wie Fische im Meer, wie Gewürm, das keinen Herrn hat.“ Man soll einmal darüber nachdenken, daß die Sprache Canaans, die von den Gläubigen unsrer Tage gesprochen wird, im Ganzen und, Großen viel feiner und viel weicher und viel weichlicher ist, als die Sprache der heiligen Schrift.

V. 19. Denn es gehet dem Menschen, wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben Alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh, denn es ist Alles eitel.

Der Mensch, nach Gottes Ebenbild geschaffen, steht hoch über dem Gethier, und Elihu Hiob 36, 11 sagt sehr wahr und schön: „Gott hat uns gelehrter gemacht, denn das Vieh auf Erden und weiser, denn die Vögel unter dem Himmel.“ Aber der Mensch in seinem Abfall von Gott befindet sich auf einer schiefen Ebene, die zur Bestialität hinabführt, und je größer die Gottentfremdung ist, desto breiter drückt sich der Stempel des Thieres dem Menschen auf, wie das die Kinder Korah Psalm 49, 21 sagen: „Wenn ein Mensch in der Würde ist und hat keinen Verstand, so fährt er davon wie ein Vieh.“ Die Missionare wissen davon aus den Heidenländern manches Lied zu singen, aber auch mancher getaufte Christenmensch, der seinen Taufadel mit Füßen zertritt, versinkt in bestialisches Wesen. Für die, die sich selbst durch ihre Sünden ihrem Gott entfremden, ist vor Allem das Ende des menschlichen Lebens, wo dem Menschen der Odem gerade so gut ausgeht, wie dem Thier, wenn es stirbt, der Gipfel aller selbst verschuldeten Demütigung. Am Ende besonders sind die Gottlosen gleich dem Vieh, das

ohne alle Ahnung vom Tode überfallen wird, „das in Lust und Freuden spielt und den nahen Tod nicht fühlet.“

V. 20. Es fährt Alles an Einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.

Weitere Ausführung des Elends eines Menschen, der keinen Gott und keine Ewigkeit kennt. Der Eine Ort, an den Alles fährt, ist der Ort der Todten, das Todtenreich, das Land des Dunkels. Im Lichte der Propheten und des Evangeliums erkennen wir eine scharfe Scheidung zwischen den Aufenthaltsörtern der abgeschiednen Gerechten und Ungerechten. Wir finden den reichen Mann in der Hölle und in der Qual und Lazarum im Schooße Abrahams. In unsrer Stelle aber wird allein der Eindruck des äußerlichen Anblicks wiedergegeben, und da erscheint kein Unterschied; sie fahren Alle, wenn sie sterben, in die Grube und in das Land des Schweigens und der Vergessenheit. Als vom Staube genommen zerfallen sie wieder in Staub. Wahrlich Gott macht es uns eigentlich sehr leicht, uns als Staub vom Staube zu fühlen, da er selbst uns recht gründlich als Staub behandelt. O würden wir nur Alle Staub; Staub wird nicht verletzt. Erst muß der Mensch eine Null werden, dann kann der Herr ihn gebrauchen.

V. 21. Wer weiß, ob der Geist der Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre?

Ein Vers, der aus seinem Zusammenhang gerissen, wie materialistische Verzweiflung klingt. Aber wenn man dem Verfasser unsers Buchs die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sein Buch im Zusammenhange zu lesen und zu beurtheilen, so wird man es wohl lassen müssen, ihm Materialismus unterzuschieben, ihm, der erst wenige Verse zuvor bekannt hatte, daß Gott dem Menschen die Ewigkeit in's Herz gegeben und der 12, 7 so stark bezeugt: „Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, aber der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.“ In Bezug auf menschliches Wissen und Sehen kann gesagt werden, etwas sei zweifelhaft, was doch dem Glauben unumstößlich gewiß ist. Der Verfasser will in unserm Abschnitt zur Demüthigung seiner Volksgenossen die niederschlagende Parallele zwischen dem Menschen, der keinen Gott hat, und dem Vieh bis an die Grenze fortführen, und das thut er in diesem Verse, dessen Pointe ist: Kein Gottloser kann aus und durch sich selbst, weil er losgelöst ist von dem ewigen Gotte, die Gewißheit der Unsterblichkeit haben.

V. 22. Wiederum sahe ich, daß nichts besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil, denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?

Ist dem so, daß auch das schwerste Leiden verhüllte Gnade ist, uns zu unsrer Demüthigung geschickt und daß alle Bestrebungen ohne Gott in die Grube und in den Staub und in die unseligste Ungewißheit auslaufen - nun dann ist der dankbare und einfältige Genuß dessen, was Gott uns in der Gegenwart gegeben, das Einzige, was sich für ein frommes und weises Gemüth ziemt. Je tiefer die Einsicht wird in die Vorsehung Gottes, der allem Dinge seine Zeit und sein Maaß gibt, der Leiden sendet, um die Sinne für die Ewigkeit zu sammeln, der erniedrigt, um erhöhen zu können, desto mehr wird zum Lebensmotto das Verslein:

Ich nehm' es, wie Er's gibet,
Was Ihm von mir beliebt,
Dasselbe hab' ich auch erkiest.

Amen.

Viertes Kapitel

Eine neue Betrachtung des eitlen Lebens vom Standpunkte eines Mannes aus, der zwar für sich in gläubigem Anlehnen an die Vorsehung Gottes und in dankbarem Hinnehmen dessen, was Gott ihm in diesem armen Leben bescheert, Ruhe und Befriedigung gefunden, der aber voll Mitleids ist mit seinen Volksgenossen, die in Elend, Kummer und Verkehrtheit dahingehn. Der Verfasser blickt auf den Druck der äußeren Gewalthaber, unter dem sein Volk seufzt, auf den Neid und Geiz, der noch schwerer als die äußere Tyrannei das Volk belastet, und fügt eine Geschichte eines uns unbekanntem Herrschers hinzu zum Beweise, daß auch bei denen, die das Volk bedrücken, kein Glück ist. Lauter Mißverhältnisse und Unordnungen im Leben, lauter Widersprüche und Verkehrtheiten - es ist Alles eitel, ganz eitel! Nur im Heiligthume Gottes bei andächtiger Versenkung in Gottes Wort ist das Heilmittel gegen die Wunden zu finden, die die Erkenntniß der Eitelkeit aller Dinge schlägt. Es ist eine Betrachtung des gläubigen Verstandes doch in der Art, daß der Verstand in den ersten 16 Versen fast allein als Wortführer erscheint, damit durch die traurigen Resultate, zu denen der Verstand kommt, die Seelen gelockt würden, aus dem eitlen Leben ohne Glauben sich zu bekehren zu dem Leben, das dem Verfasser selber aufgegangen ist

in der gläubigen Hinwendung zu der Vorsehung Gottes. Im Schlußvers bricht dann wie die Sonne aus dunklem Gewölk der lichte Glaube hervor und weist die zerschlagenen Gemüther in Gottes Haus und Wort.

V. 1. Ich wandte mich und sahe an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne; und siehe da waren Thronen derer, die Anrecht litten, und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.

Es gibt der Thränen, nach dem bekannten Dichtwort, unter dem Monde sehr viel. So heiß nun auch diejenigen Thränen sind, die der Mensch weint über Leid, das unmittelbar aus Gottes Händen kommt, so ist doch immer für diese Art von Thränen der Trost am nächsten, wenigstens für diejenigen, die da wissen, daß Gott züchtigt, die er lieb hat, und daß des Vaters liebe Ruthe seinen Kindern allewege gut ist. Gilts einmal Beugung, so beugt sich der Mensch noch am leichtesten unter Gottes gewaltige Hand und läßt sich sagen: „Auch das Bitterste und Schwerste dient zu deiner Seligkeit; sicher bist du nicht der Erste, der sein Kreuz einmal benedeiet.“ Viel heißer und brennender sind die Thränen, die der Mensch weint über Leid, das ihm Menschen zufügen. Als einst David die Wahl gestellt wurde, ob er zur Strafe für seine Sünde Peinigung von den Menschen oder von Gott haben wolle, sprach er zu Gad 1. Chron. 22, 13: „Mir ist fast angst, doch ich will in die Hand des Herrn fallen; denn seine Barmherzigkeit ist sehr groß, und will nicht in Menschenhände fallen.“ Zwar steht ja auch das Leid, das Menschen uns zufügen, unter Gottes Zulassung und Regiment - aber es ist doch eben ein andres Ding, ob die Kinder vom Vater persönlich Ruthenstreiche empfangen oder durch seine bösen und gottlosen Knechte gestäupt werden. Das Volk Israel hatte nach der flüchtigen, ersten Freude in der Zeit der Wiederansiedelung unter Cyrus langjährige Drangsal persischer Herrschaft zu ertragen; die Trabanten der persischen Könige waren gar gottlose Knechte, die ihre Lust darin sahen, das Volk Gottes zu quälen und zu peinigen. Daher die vielen bitteren Thränen derer, die da Unrecht litten im Lande. Und der Trost war ferne. Die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten, wörtlicher übersetzt: Von der Hand ihrer Unterdrücker litten sie Gewalt und hatten keinen Tröster. Es gibt ja zwar auch in dem schwersten Leid, das von Menschenhand über uns kommt, der Gott der Barmherzigkeit reichen Trost; aber doch nur denen, die ihn lieben, und das war eben der größte Jammer dazumal, daß das Volk Gottes im Großen und

Ganzen seinen Gott verlassen hatte und darnach jagte, in allen möglichen menschlichen Bestrebungen das zu erhaschen, was man von Gott zu erbiten aufgegeben hatte. Mit der Entfremdung von Gott ging die Trostlosigkeit Hand in Hand, und düstere Schwermuth war die Signatur der Zeit. Der Verfasser, ein Kind seiner Zeit und seines Volks, nimmt diese düstere Schwermuth in seine Betrachtung auf, obwohl er selbst für sich, wie die vorangegangnen Kapitel beweisen, dieselbe schon überwunden hatte in frommem Anlehnen an die Vorsehung des ewigen Gottes; er nimmt sie auf, um seinem Volk zu zeigen, an welche Abgründe es gerathe, wenn es nicht die große Wendung von der Eitelkeit der Eitelkeiten zu dem Gott der Ewigkeiten vollziehe.

V. 2. Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebenden, die noch das Leben hatten.

Ich lobte, nämlich, indem ich mich auf den Standpunkt der gott- und glaubenslos Leidenden versetzte. Giebt es keinen Gott im Himmel, dann herrscht der Teufel auf Erden; und dann ist es allerdings besser, vom Leben erlöst zu sein und in der Grube zu liegen. „Ich wollt' ich wäre todt!“ man hört ja leider dieses Lob der Todten oft auch von niedergeschlagenen Seelen mitten in der Christenheit, von solchen niedergeschlagenen Seelen nämlich, denen der lebendige Gott abhanden gekommen ist. Die Entfernung von Gott führt im Elend zur Verzweiflung am Leben.

V. 3. Und der noch nicht ist, ist besser, denn alle beide, und des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschiehet.

Weil Leben, Elend und Eitelkeit ist und doch die Todten auch das Leben haben durchkosten müssen, so erscheint denen, die ohne Gott und ohne Hoffnung leiden, gar nicht gelebt zu haben noch besser und Wünschenswerther, als gestorben zu sein. Auch diesen Wunsch muß man ja oft aus christlichem Munde hören: „Warum hat mich Gott geschaffen und mich in dies eitle Leben gesetzt? Ich wollte, ich wäre nie geboren, dann hätte ich nie etwas von Qual und Mühseligkeit erfahren!“ Mit solchen Wünschen der Verzweiflung schleudert man schwere Anklagen gegen den Allmächtigen selbst, als ob er damit, daß er uns hat geboren werden lassen, uns keine Wohlthat, sondern vielmehr die größte Uebelthat erwiesen hätte. Es sind aber keine Anklagen ungerechter als diese. Was Gott gemacht hat, siehe das ist Alles sehr gut; durch die Sünde der Menschen ist das Verderben in die Welt gekommen, die Sünde ist der Leute Verderben. Warum murren die Leute im Leben also?

Ein jeglicher murre gegen seine eigne Sünde. Sündenerkenntniß führt zurück aus der Sünde zu Gott, aus dem Zweifeln und Verzweifeln zum Ergreifen seines tröstenden Erbarmens, Weil der Verfasser seinen im Elend schmachtenden Volksgenossen die Zuwendung zu Gott, bei dem allein stichhaltiger Trost zu finden ist, wünscht, darum stellt er ihnen die ganze, volle Trostlosigkeit des Lebens und Leidens ohne Gott mit ihren groben Jammerausbrüchen so nackt vor Augen.

V. 4. Ich sähe an Arbeit und Geschicklichkeit in allen Sachen, da neidet Einer den Andern, da ist je auch eitel und Mühe.

Die Betrachtung geht von dem Leiden des unterdrückten Volkes auf sein Thun über - und auch sein Thun war nicht minder unselig, als sein Leiden. Ist für den Schmerz des schweren Leids in treuer und angestrenzter Berufsarbeit ein Gegengewicht zu finden, so daß Bekümmerte, um ihren Kummer zu tragen und zu überwinden, nichts Besseres beginnen können, als zu beten und zu arbeiten: so muß doch aller Segen der Arbeit in sich selbst zerfallen, wenn mit der Arbeit das Scheelsehen auf Andere, das Beneiden derer, die größere Geschicklichkeit oder größere Erfolge aufzuweisen haben, Hand in Hand geht. Und so stand es zu jener Zeit, daß, die das gemeinsame Unglück hätte verbinden sollen, sich unter einander mit neidischen Augen ansahen. Ach, man kennt ja leider auch in der Christenheit den Brotneid, das gegenseitige Beneiden derer, die gleiche Berufsgeschäfte haben. Und doch gewinnt der Mensch mit dem Neiden durchaus nichts; der Neid sucht den Streit, und der Streit findet das Leid; wo Neid und Zank ist, sagt der Apostel Jacobus 3, 16, da ist Unordnung und eitel böses Ding. Der Neid entzweit uns mit Gott, mit den Menschen und mit uns selbst. Die heilige Schrift warnt deshalb oft und nachdrücklich vor ihm und mahnt ihn zu bekämpfen und auszurotten. Eine solche Bekämpfung und Besiegung des Neides ist aber nur möglich durch gründliche Zuwendung zu Gott, wie der Verfasser sie in den beiden vorigen Kapiteln geschildert hatte und wie sie bei ihm selbst vorhanden war. Indem der fromme Weise Alles, also auch den Erfolg und Segen seiner Arbeit, dankbar aus Gottes Händen nimmt, gewinnt er damit auch die Liebe, die nicht scheel sieht, wenn Andre Glück haben, sondern sich vielmehr der Barmherzigkeit freut, die Gott an den Brüdern thut.

V. 5. Denn ein Narr schlägt die Finger in einander und frisset sein Fleisch.

Das freilich ist eine Narrheit, so meint es der Verfasser, wenn man seine Hände müßig zusammenlegen und von seinem eignen Fleische zehren wollte. Weil die Arbeit von Neid verbittert wird und zu neidischen Gedanken verleitet, so darf man doch deswegen nicht die Hände in den Schooß legen, das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen - das hat seine Gültigkeit für alle Adamskinder, und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Wie Gott selbst und wie der Sohn in nie ruhender Thätigkeit ist - „mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch“ sagt der Herr Christus, - so soll auch der Mensch durch rege Thätigkeit aller seiner Kräfte den loben, der ihn zu seinem Bilde schuf. Arbeitsschweiß an Händen hat mehr Ehre, als ein goldner Ring am Finger. Wer von körperlicher Arbeit befreit ist, ist um so mehr zu geistiger verpflichtet. Der Herr kann in seinem Reiche keine Tagediebe gebrauchen.

V. 6. Es ist besser eine Hand voll mit Mühe, denn beide Fäuste voll mit Jammer.

Ein Vers, der uns auch Sprüche 15, 16 begegnet, wo es heißt: Es ist besser ein wenig mit der Furcht des Herrn, denn großer Schatz, darin Unruhe ist. So thöricht und sündlich die Faulheit ist, so ist doch die Vielgeschäftigkeit, die aus der Gier, immer mehr zu besitzen, entspringt, nicht minder thöricht und sündlich. Der Jammer dessen, der beide Fauste voll hat, ist die Sucht nach Mehr und das Beneiden derer, die mehr haben. Dem gegenüber ist zu preisen die Ruhe dessen, der zwar nur eine Hand voll hat, aus der Hand in den Mund leben muß, sich aber bei seiner fleißigen Arbeit um das tägliche Brot das Leben nicht verbittert durch die wilde Jagd nach den Gütern dieser Welt und durch das Scheelsehen auf diejenigen, die bessere Tage haben. Wenn der Verfasser in seiner Zeit das gottselige, ruhige Leben in stillem, neidlosem Fleiß schmerzlich vermißte, so ist ja leider auch in unsrer Zeit Grund genug Klage zu fühlen, sowohl über widerwärtigen Müßiggang vieler Unbemittelten, deren ganze Lebensweisheit in der Spekulation auf die Taschen der Reichen besteht, als auch über die neidvolle, gierige Hast zu erwerben, die so Viele nicht zur innerlichen Ruhe kommen läßt, sondern sie vom Hundertsten in's Tausendste jagt. Der Herr erwecke und mehre in uns den stillen, genügsamen Sinn, der da erwirbt, als erwerbe er nicht, und zufrieden ist, wenn er Nahrung und Kleiber hat. Es ist ein groß Gewinn, sagt Paulus, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen.

Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen in's Verderben und Verdammniß.

V. 7. Ich wandte mich und sähe die Eitelkeit unter der Sonne.

Dieser Vers schließt nicht das Vorige, sondern eröffnet ein Neues. Von der Betrachtung des neidischen, gierigen Thuns und Treibens im Allgemeinen wendet sich das Auge jetzt insbesondere auf die wüste Geldgier derer, die nicht Kind, noch Kegel haben, als auf die kläglichste und jammervollste Erscheinung der Habsucht.

V. 8. Es ist ein Einzelner und nicht selbender und hat weder Kind, noch Brüder, noch ist seines Arbeiten kein Ende und seine Augen werden Reichtums nicht satt. Wem arbeite ich doch und breche meiner Seele ab? Das ist je auch eitel und eine böse Mühe.

Wie sehr der Geiz die menschliche Natur entwürdigt, wie sehr er das Herz zusammenschnürt, das zeigt so recht das Bild eines familien- und freundschaftslosen habsüchtigen Mannes. Trotzdem er außer seiner eignen armen Persönlichkeit Niemand zu versorgen hat, schafft und rafft er doch das Geld und das Gold zusammen, als ob es gälte. Tausende zu versorgen. Wohl hätte auch dieser Mann der Brüder und Schwestern genug, die er mit seinem Mammon unterstützen könnte, aber für ihn besteht das Gebot gar nicht: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst. Das Geld ist sein Gott, das Geld ist auch sein Nächster; er jagt nach dem Golde um des Geldes willen. Wie schrecklich, wie abscheulich ist die Habsucht im Bunde mit der Selbstsucht und Lieblosigkeit! Der geizige Familienvater hat doch wenigstens noch einen Verwand für seinen Geiz, indem er sagt: Ich Sorge für meine Kinder; so wenig stichhaltig dieser Vorwand ist. Aber dem einzelnen und vereinzelt Geizhals fehlt selbst dieser scheinbare Vorwand. Bei ihm ist die Thorheit und Sünde mit Händen zu greifen. Der Satan mag selten einen größeren Triumph haben, als wenn er den einzelstehenden Manschen so erniedrigen kann, daß er ihn mit Leib und Seele an's Geld bindet. Bei einem Schiffbruch setzte sich Jemand auf einen Geldkasten und sagte: Wo der bleibt, da bleibe ich auch! Er kam sammt dem Geldkasten in den Fluthen des Meeres um. So geht es jedem Menschen, der da denkt und spricht: Du, Gold, bist meine Zuversicht, du, Goldklumpen, bist mein Trost. Er leidet jämmerlich Schiffbruch und wird mitsamt seinem Golde verdammt. Er hat von diesem Leben nichts gehabt, weil er um des elenden Goldes willen „seiner Seele alles Gu-

te abbrach,“ er hat von jenem Leben nichts, denn Gold geht durch alle Thüren, ausgenommen durch die Himmelsthür.

V. 9. So ist es je besser Zwei denn eins, denn sie genießen doch ihrer Arbeit wohl.

Der Verfasser nimmt hier und in den folgenden Versen Veranlassung, von den Vorzügen des Lebens in Gemeinschaft gegenüber dem egoistischen Einzelleben zu sprechen. Es bilden diese Verse gleichsam eine Predigt über das Gotteswort 1 Mose 2, 18: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Obwohl der nächste Sinn dieses Gotteswortes auf die eheliche Gemeinschaft geht, so liegt doch auch der weitere Sinn darin, daß aller Reichtum, den die Welt darbietet, den Menschen doch allein und elend läßt, wenn ihm die ebenbürtige Genossenschaft fehlt. Auf Gemeinschaft ist die Entwicklung unseres Lebens gegründet, auf Gemeinschaft sind wir nach Leib, Seele und Geist angelegt; mönchische Einsiedelei des Menschen ist nicht der Wille des großen Gottes, der selbst in der Dreifaltigkeit existiert und sich mit einer Menge himmlischer Heerschaaren umgeben hat. In unserm Verse wird derjenige Segen der Gemeinschaft hervorgehoben, der sich in dem fröhlichen Genuß der Arbeit kund thut. Getheilte Freude ist doppelte Freude; getheilter Genuß dessen, was man mit der Arbeit gewonnen, doppelter Genuß.

V. 10. Fällt ihrer Einer, so hilft ihm sein Geselle auf. Wehe dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist Kein Andrer da, der ihm aufhelfe.

Während der, der da spricht: Selbst ist der Mann, der für sich selber lebende Egoist in Gefahren schutzlos ist, gewähren Zweie sich einander Schutz und Hülfe. David und Jonathan im alten Testamente, Paulus und Timotheus im neuen Testamente sind dafür glänzende Beispiele. „Wer ohne Freund ist, lebt nur halb,“ sagt ein deutsches Sprüchwort, und ein anderes: „Ohne Bruder kann man leben, aber nicht ohne Freund.“ Die edelste Freundschaft ist die christliche, da man sich einander aufhilft nicht nur in irdischen Nöthen, sondern da Einer des Andern Last trägt auch in geistlicher Beziehung und man, so der Freund etwa von einem Fehler übereilet wird, ihm wieder zu-recht hilft mit sanftmüthigem Geiste.

V. 11. Auch wenn Zweie bei einander liegen, wärmen sie sich; wie kann ein Einzelner warm werden?

Das Gefühl der Verlassenheit ist der unzertrennliche Begleiter der gemeinen Selbstsucht; Freunde dagegen, die sich eng an einander anschließen, machen einander warm d. i. machen sich das Leben wohlthuend und angenehm. Um das Herz und das Leben dessen, der sich egoistisch abgeschlossen hat, legt sich eine Eisdecke, die je länger, desto härter wird; dahingegen weht durch das Leben derer, die freundschaftlich mit einander verkehren, ein warmer, wohlthuender Hauch. War das schon im alten Bunde der Fall, so noch mehr im neuen. Die christliche Freundschaft, da man „längst vermißte Brüder“ in Christi Jüngern findet, ist ein Klima, das der Seele Freude und Frieden zufächelt.

V. 12. Einer mag überwältiget werden, aber Zween mögen widerstehen; denn eine dreifältige Schnur reißet nicht leicht entzwei.

Gemeinschaft macht stark, das ist der Gedanke, der in diesem Verse in malerischer Anschaulichkeit ausgedrückt wird. Das: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan“ erfährt der Mensch am schärfsten und schneidendsten, wenn er für sich allein steht, die Isolierung führt zur Ohnmacht. In der Vereinigung mit Andern wachsen die Kräfte. Ein Faden, für sich allein, reißt leicht; werden aber drei Fäden zu einer Schnur gewunden, so entsteht daraus ein festes Band. Es ist hier allerdings nur die Rede von der irdischen Stärke eines gemeinschaftlichen Lebens; der Ausspruch erleidet aber auch geistliche Anwendung. Gemeinschaftliche Andacht ist unendlich segensvoller als einsame Einzelandacht. Besonders gilt das für das Gebetsleben. Je mehr Kohlen da zusammengelegt werden, desto größer wird das Feuer.

Kann ein einiges Gebet
Einer gläub'gen Seelen,
Wenn's zum Herzen Gottes geht,
Seines Zwecks nicht fehlen,
Was wird's thun,
Wenn sie nun
Alle vor ihn treten
Und zusammen beten?

V. 13. Ein arm Kind, das weise ist, ist besser, denn ein alter König, der ein Narr ist und weiß sich nicht zu hüten.

Es beginnt eine neue, die letzte Gedankenreihe des Kapitels. Das unterdrückte Volk war unglücklich in seinem Leiden, wie in seinem Thun, das hatte der Verfasser bisher ausgeführt. Jetzt blickt er von den Unterdrückten

zu den Unterdrückern auf und weist darauf hin, daß dort nicht minder Alles eitel sei, wie hier. Und zwar zeigt der Verfasser dies dadurch, daß er seinen Lesern eine Geschichte in's Gedächtniß ruft, die unlängst passiert sein mußte, von der wir aber nichts Näheres wissen. Wahrscheinlich ist es, daß diese Geschichte an dem Hofe irgend eines der vielen Satrapen, der Unterkönige des persischen Reichs vor sich gegangen ist. Ein armer Jüngling - so ist zu übersetzen statt: ein armes Kind - und ein alter König waren vorhanden, jener weise, dieser närrisch und taub gegen alle Warnungen seiner verständigen Rathgeber.

V. 14. Es kommt Einer aus dem Gefängniß zum Königreich; und Einer, der in seinem Königreich geboren ist, verarmet.

Wörtlich: Denn aus dem Gefängniß kam er zum Königreich, dann, auch in seinem Königreich geboren, wird er arm. Der erste Satz geht auf den weisen Jüngling, der zweite auf den thörichten König. Die Herrscherwillkür der heidnischen Regenten füllte die Gefängnisse mit ihren Opfern; der weise Jüngling mochte eben ins Gefängniß geworfen sein, weil er in Verdacht stand, nach der Königskrone zu trachten. Er aber kam aus dem Gefängniß zum Throne, ähnlich wie weiland Joseph in Egypten. Der alte König aber kam in Folge seiner eignen Thorheit um Thron und Krone und mußte in's Elend wandern. Fürwahr ein ergreifendes Zeichen der Eitelkeit der menschlichen Dinge, daß nicht Roß, nicht Reisige schützen die steile Höh', wo Fürsten stehn, daß so mancher Purpurgeborne um Land und Leute kommt. Israel, das den Verlust seiner weltlichen Herrschaft gar nicht verschmerzen konnte, sollte durch diese Geschichte sich mahnen lassen, zu bedenken, daß auch weltliches Regiment auf Erden zu den Eitelkeiten der Eitelkeiten gehört: es gibt nur Einen Thron, der die Verheißung hat, daß er niemals wankt und schwankt, das ist der Thron des großen Gottes; von seinem festen Thron stehet Er auf Alle, die auf Erden wohnen, und ob Fürsten und Völker wider ihn rathschlagen; der im Himmel wohnet, lachet ihrer, der Herr spottet ihrer. O wohl dem Land, o wohl der Stadt, so diesen König bei sich hat!

V. 15. Und ich sähe, daß alle Lebendige unter der Sonne wandeln bei einem andern Kinde, das an jenes Statt soll aufkommen.

„Bei einem andern Kinde“ heißt wörtlich: mit dem Zweiten, dem Jünglinge. Es ist nicht die Rede von einem bisher noch nicht genannten Jüngling, sondern von ebendemselben, dessen V. 13. 14 erwähnten. Der Jüngling kommt anstatt des alten Königs auf den Thron und wird umjauchzt von dem Ge-

schrei der Menge. Berechtigt doch auch seine Weisheit zu den schönsten Hoffnungen. Allein man kennt das, nichts ist so wandelbar als Volksgunst; wie bald kann auf das Hosianna das Kreuzige folgen!

V. 16. Und des Volks, das vor ihm ging, war kein Ende und daß, das ihm nachging; und wurden sein doch nicht froh. Das ist je auch eitel und ein Jammer.

Statt „das ihm nachging und wurden sein doch nicht froh“ ist zu verbinden: Die hinten nach kommen, werden sein doch nicht froh. Sie werden sein nicht froh, sie haben ihn nicht lange als König. Des Jünglings Herrschaft brach auch bald zusammen. Glück und Glas wie leicht bricht das! So ist sonnenklar, daß das Leben der Herrscher nicht minder, als das der Beherrschten von der Eitelkeit zernagt wird. Ist dem aber so, liegt der Fluch der Eitelkeit auf allem irdischen Leben, wohin soll denn die Seele flüchten, daß sie Frieden finde? Auf diese Frage gibt zum Schluß der Glaube des Verfassers eine treffliche und volltönende Antwort:

V. 17. bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst und komme, daß du hörest. Das ist besser, denn der Narren Opfer, denn sie wissen nicht, was sie böses thun.

Es ist ja dies einer der allerbekanntesten Aussprüche des Prediger Salomo, ein goldnes Wort für alle Kirchengänger. In unsern deutschen Bibeln ist dieser Vers schon zum folgenden Kapitel gezogen, allein er gehört als abschließendes Glaubenswort durchaus noch zu diesem Kapitel. Der Verfasser lockt Alle, die sich die Eitelkeit des Lebens zu Herzen nehmen, in das Heiligthum Gottes. Gegen den Schmerz der Eitelkeit gibt es nur in der Frömmigkeit Trost. Aber nicht in einer bloß äußerlichen, ceremoniösen, seelenlosen Frömmigkeit. „Die Thoren, die nicht wissen, daß sie Böses thun,“ die ihre Sünde nicht erkennen und bekennen, gehen auch in's Heiligthum und bringen ihre Schlachtopfer dar; allein mit diesem geistlosen, gewohnheitsmäßigen Abthun des Gottesdienstes ist nichts gethan. Nur eine gründliche, herzliche Frömmigkeit ist dem Herrn angenehm und bringt dem Menschen Ruhe und Frieden. Darum gilt es beim Gange in's Haus Gottes, den Fuß zu bewahren und zu kommen, daß man höre. Das „Hören“ als ein Haupttheil des Gottesdienstes, weist weil über die salomonische Zeit hinaus auf die Zeit noch der babylonischen Gefangenschaft, wo die Vorlesungen und Auslegungen des alten Testaments in den Schulen und Bethäusern entstanden. Gottes Wort soll im Heiligthum gehört werden - wer aber kann es zum Se-

gen hören, wenn er nicht spricht wie Samuel im Tempel: Rede, Herr, denn Dein Knecht höret!"

Sieh', wir sitzen Dir zu Füßen,
Großer Meister, rede Du;
Sieh', wir hören Deiner süßen
Rede heilsbegierig zu.
Lehr' uns, wie wir selig werden;
Lehr' uns, wie wir unsre Zeit,
Diese kurze Zeit auf Erden
Nützen für die Ewigkeit!

Um aber in solcher gottseligen Herzensverfassung dem im Heiligthum gepredigten Worte des Herrn zu begegnen, muß man „seinen Fuß bewahren,“ wenn man dem Heiligthume sich naht. Man darf nicht gewohnheitsmäßig kommen; man muß die Bilder aus dem Alltagsleben zu Hause lassen; man muß mit innerer Sammlung, man muß mit herzlicher Buße und herzlichem Verlangen, man muß (Luc. 2, 27) „auf Anregen des Geistes“ kommen. Wer also kommt und also hört, dem wird in Gottes Heiligthum das Herz gesunden vom Schmerz der Eitelkeit; denn er wird das Nahesein dessen erfahren, der ewig ist und barmherzig und für die tiefsten Gebrechen unsrer Natur und unseres Lebens eine ewige Erlösung hat. Im alten Testamente war diese Erlösung nur vorgebildet und vorhergesagt; im neuen Testamente gründen sich die Gottesdienste auf die vollbrachte Erlösung. Um wie viel mehr also haben wir Kinder des neuen Bundes das Wort zu beherzigen: Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause gehst und komme, daß du hörst! Möge der Herr selber uns dies Wort des Predigers auf die Tafeln unsers Herzens schreiben; wir aber wollen Ihn bitten:

Gib, daß ich meinen Fuß bewahr',
Eh' ich mit Deiner Kirchenschaar,
O Herr, zu Deinem Hause geh',
Daß ich da heilig vor Dir steh'!
Bereite mir Herz, Mund und Hand
Und gib mir Weisheit und Verstand,
Daß ich Dein Wort mit Andacht hör'
Zu Deines großen Namens Ehr'.

Amen.

Fünftes und sechstes Kapitel.

Diese beiden Kapitel bringen eine Reihe von Sprüchen, aus der Erfahrung des Weisen über die Eitelkeit der Dinge entnommen und hinzielend auf ein Leben in Gottesfurcht und ohne Geiz. „Dienet Gott und nicht dem Mammon, wenn ihr Ruhe finden wollt in diesem eitlen Leben,“ das ist die Hauptsumma. Man könnte diese beiden Kapitel eine alttestamentliche Predigt nennen über den neutestamentlichen Text Ev. Matth. 6, 24: „Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben; oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Unter sich hängen die Sprüche mehr oder minder lose zusammen, sie schließen sich aber insofern eng an das vorige Kapitel an, als dort der Verfasser seine Betrachtungen über die Eitelkeit damit geschlossen hatte, hinzuweisen auf das Heiligthum des Herrn als das Asyl für die nach Frieden sich sehnenenden Seelen. Das Ganze scheidet sich deutlich in zwei Haupttheile; der erste Theil Kap. 5, 1-8 behandelt die Stellung zu Gott; der zweite Kap. 5, 9-6,11 die Stellung zum Mammon.

Kap. 5, V. 1. Sei nicht schnell (vorschnell) mit deinem Munde und laß dein Herz nicht eilen etwas zu reden vor Gott (ein Wort hervorzubringen vor Gott); denn Gott ist im Himmel und du auf Erden, darum laß deiner Worte wenig sein.

Der Verfasser hatte im letzten Verse des vorigen Kapitels gemahnt, Gotte zu dienen, aber im Geiste und in der Wahrheit: Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst und komme, daß du hörest. Aber der Mensch kommt in das Haus des Herrn nicht blos um zu hören, was Gott ihm sagt, sondern auch um zu reden mit Gott, um zu beten. Wer im Hause Gottes nur beten wollte, wäre geistlich taub; wer nur hören wollte, wäre geistlich stumm. Man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen. Das Beten ist der Seele so nothwendig, wie das Athemholen dem Leibe; wo überhaupt noch irgendwelches religiöses Leben ist, da ist auch Gebet. „Glaube und Gebet,“ sagte einmal der selige Claus Harms, „ist ein Paar, von welchen beiden mir eines so geringen Werth hat, wie nur ein Handschuh.“ Aber wer da betet, soll wohl bedenken, daß es der allmächtige Gott im Himmel ist, zu dem er spricht, und daß er zu ihm spricht als ein Kind des Staubes dieser Erde, wie das Abraham, der Erzvater, so schön bedachte, der da sprach: Ach siehe ich habe mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin! Manche, die lange nicht so vertraut mit Gott sind, wie

Abraham, bedienen sich oft in ihren Gebeten einer ungeziemenen und spielenden Vertraulichkeit. Es gilt auch im innigsten Glaubensverhältniß mit dem Herrn seiner unendlichen Majestät stets in Demuth eingedenk zu sein. Allerdings Furcht soll nicht in der Liebe sein, wohl aber Ehrfurcht! Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen. Und diese Ehrfurcht soll sich besonders darin zeigen, daß der Beter nicht vorschnell ist mit seinem Munde, seine Zunge nicht eilen läßt zur Rede, sondern vielmehr seiner Worte wenig sein läßt. Alles jäh, hastige, schwatzhafte Beten ist vom Uebel - eine Wahrheit, die auch heutzutage nicht genug vorgehalten werden kann, da namentlich in öffentlichen Gebetsversammlungen die liebe Eitelkeit sich selbst in Gebete einschleichen kann und einschleicht und Manchen verleitet, statt in einem kurzen Stoßgebetlein, wie Luther sie so gerne hatte, zum Himmel zu seufzen, vielmehr dem lieben Gotte eine lange Predigt zu halten und ihm allerlei Dinge zu sagen, die ganz recht sind, wenn sie von ihm, aber sehr unrecht, wenn sie zu ihm gesagt werden. Schon im gewöhnlichen Leben und unter Menschen ist „das viele Worte machen“ vom Uebel, wie vielmehr dem großen Gotte gegenüber, darum auch unser Heiland mahnt: Ihr sollt nicht plappern, wie die Heiden! Wahrer Glaube ist sparsam in Worten und spricht nicht mehr aus, als ihm selbst tiefste Herzenswahrheit ist. Der Zöllner betete nur die fünf Worte: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ und erbetete sich doch die ganze Seligkeit, Der Schächer betete nur ein armes: Herr, gedenk' an mich! und der Herr nahm ihn mit in's Paradies. Des Gerechten Gebet vermag viel, nicht wenn es lang ist, sondern wenn es ernstlich ist.

V. 2. Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume; und wo viele Worte sind, da höret man den Narren.

Aus der Menge der Mühen kommen die Träume, so heißt es wörtlich. Die Träume sind in der Schrift theils ein Sprüchwort für Flüchtigkeit und Unwirklichkeit, theils bedeutungsvolle und göttlich gewirkte Sinnbilder. Hier kommen sie in dem ersten Sinne in Betracht; viele äußerliche Geschäftigkeit erregt verworrene und regellose Träume; so umnebelt das viele Plappern das Gemüth dessen, der da betet, daß er bald selbst nicht mehr weiß, was er betet und nicht gerechtfertigt von dannen geht. Einen Narren nennt der Verfasser so einen träumerischen Beter. Das hebräische Wort (Kesil) bezeichnet den trotzig Narren, der sich in der Thorheit steift und sein Herz verhärtet hat - es ist die Narrheit der Gewohnheitsfrömmigkeit, die sich täglich äußerlich mit Gott meint abfinden zu können durch leere Worte und die

aller Mahnungen: „Gib mir mein Sohn dein Herz“ spottet, zwar noch immerhin ein religiöses Leben, aber ein Traumleben, das mit einem schrecklichen Erwachen endet.

V. 3. Wenn du Gott ein Gelübde thust, so verziehe es nicht zu halten; denn er hat Keinen Gefallen an den Narren. Was du gelobest, das halte.

Zu den äußeren Satzungen des Kindheitszustandes im alten Bunde gehörten auch die Gelübde - entweder Weihgelübde oder Entsagungsgelübde -, freie, feierliche Versprechungen, um sich der besonderen Gnade, namentlich des besonderen Schutzes Gottes zu versichern. kann es auch nicht verkannt werden, daß solche Gelübde der menschlichen Schwachheit zu Hülfe kommen und bei unsrer angeborenen Trägheit uns ein heilsamer religiöser Sporn sein können, so ist doch mit den Gelübden die Gefahr der Werkheiligkeit und Selbstgerechtigkeit nahe verbunden. Man denke an die Mönchsgelübde. Daher werden schon im alten Testamente Gelübde nie ausdrücklich allgemein befohlen; im Gegentheile es heißt 5 Mose 23, 22: „Wenn du das Geloben unterwegs lässest, so ist dies keine Sünde;“ im neuen Bunde aber haben Gelübde eigentlich gar keine Stelle mehr, denn der Christ begibt sich jederzeit mit Leib und Seele und Allem, was sein ist, Gotte zum Opfer und da er ihm eben Alles opfert, so bleibt nichts Einzelnes mehr übrig, was er ihm noch durch ein besonderes Gelübde darzubringen versprechen könnte. „In der Heiligung frei geworden, bedarf der christliche Wille nicht des Zwanges der Gelübde.“ Es ist so etwas wie ein Hineinragen des alttestamentlichen Geistes in die evangelische Christenheit, wenn die Gelübde z. B. in den s g. Enthaltensvereinen wieder auftauchen. Die Bekehrung zu dem Herrn Jesu Christo schafft eine bessere Enthaltenssamkeit, als das drohende Schwert des Gelübdes. Hat man aber dem Herrn einmal etwas gelobt in alttestamentlichem Sinn und Geiste, nun dann ist es allerdings heilige Pflicht, das Gelübde zu halten; ein laut ausgesprochenes Gelübde ist ein mit Eideskraft bindendes, wie geschrieben steht 4 Mose 30, 3 u. a. St. - Wer nicht hält, was er gelobt, ist unserm Verfasser ein ebensolcher Narr, als der, der zu Gott betet in gedankenlosem Plappern. Wenn schon zwischen Mensch und Mensch „das Versprechen und Halten“ recht und nöthig ist, wie vielmehr zwischen dem Menschen und dem Herrn im Himmel!

V. 4. Es ist besser, du gelobest nichts, denn daß in nicht hältst, was du gelobest.

Es ist anders mit dem Geloben, als mit dem Beten. Während das Nichtbeten ebenso schlecht ist, als das schwatzhafte Beten, ist das Nichtgeloben tausendmal besser, als das leichtsinnige Geloben. Denn Beten ist Pflicht, das Gelübde aber Sache des freien Beliebens, Besser, ich verpflichte mich gar nicht zu einer Sache, für die ich mich nicht verbindlich zu machen brauche, als ich verpflichte mich und erfülle die Verpflichtung nicht.

V. 5. Verhänge deinem Munde nicht, daß er dein Fleisch verführe; und sprich vor dem Engel nicht: Ich bin unschuldig! Gott möchte erzürnen über deiner Stimme und verdammen alle Werke deiner Hände.

Verhängen - das Wort steht in der jetzt nicht mehr gebräuchlichen Bedeutung: zulassen, verwilligen. Der Gottesfürchtige soll dem Munde nicht verwilligen, „sein Fleisch sündig zu machen“ d. i. in diesem Zusammenhange: den ganzen Menschen durch ein leichtsinniges Gelübde in schwere Schuld zu stürzen. Denn wenn man hinterher auch vor dem Engel, vor dem Boten d. i. dem Boten Gottes, dem Priester, den Bruch seines Versprechens durch ein Opfer zu sühnen sucht und sich so selbst für frei von aller Schuld erklärt, wer weiß, ob der große Gott die so leichtsinnig aufgehäuften Schuld auch wirklich seinerseits vergibt? Traurige Beispiele für diesen Gedanken sind unter uns solche Menschen, die das Enthaltensgelübde feierlich abgelegt und es dennoch übertreten haben; da hält die Besserung doppelt schwer. Die Priester Gottes Engel zu nennen, ist eine Lieblingsprechweise des Propheten Maleachi, vergleiche Mal. 2, 7; 3, 1, mit dessen Buche auch der ganze Ton und die Sprache des Prediger Salomo die allermeiste Ähnlichkeit hat.

V. 6. Wo viele Träume sind, da ist Eitelkeit und viele Worte, aber fürchte du Gott!

Leichtsinniges Geloben und vorschnelles, schwatzhaftes Beten - das ist eine Doppelpflanze, die auf dem Boden eines träumerischen, verworrenen religiösen Lebens wuchert. Der Verfasser aber dringt auf eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, im Lichte und in der Klarheit, darum mahnt er: Fürchte du Gott! Die wahre Gottesfurcht ist etwas Lichtes, Klares; sie ist schnell zu hören, aber langsam zu reden, darum auch langsam zu geloben; sie ist zuverlässig und treu und hält darum auch, wenn sie verspricht, was sie verspricht.

V. 7. Siehest du im Lande Unrecht thun und Recht und Gerechtigkeit im Lande wegreißen, wundere dich des Vornehmens nicht, denn es ist noch ein hoher Hüter über den Hohen, und sind noch Höhere über die Beiden.

Es hat etwas ungemein Anfechtungsvolles, wenn man wahrnehmen muß, daß selbst diejenigen, die von Gott und Rechts wegen dazu da sind, die Gerechtigkeit auf Erden zu vertreten, das Recht beugen und ihre Hände mit Frevel bestecken. Das redliche Gemüth muß sich allerdings verwundern, wenn das Laster im Lande blüht unter dem Schutze der Gewalt und Hoheit. Der Verfasser aber löst die Räthsel, die die zeitweilige Herrschaft der Ungerechtigkeit auf Erden dem Gemüthe aufgibt, durch die Bemerkung: „Ueber die Hohen wacht ein Höherer, und Hohe (oder Höchste) sind über sie Alle.“ Nach dem Zusammenhang ist jedenfalls der Sinn: Auch der hochgestellteste Mensch hat einen Höheren über sich, der an ihm Vergeltung üben wird. Aber schon die Juden sahen in diesen Worten ein hohes Geheimniß, und manche christliche Ausleger lassen diese Worte auf die heilige Dreieinigkeit zielen. Die Hohen, die Höchsten, die über Alle sind, es sind ja allerdings - so erkennen wir im Lichte des neuen Testaments - Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Unter dem Höheren ist wohl nicht ein Engel, sondern höhere irdische Obrigkeiten zu verstehn.

V. 8. Ueber das ist der König im ganzen Lande, das Feld zu bauen.

Wörtlich: Und ein Vortheil des Landes ist in alle dem, daß ein König da ist für ein bebautes Feld. So schrecklich ein tyrannisches Regiment ist, es ist doch wenigstens noch ein Regiment, und darum tausendmal vorzuziehn jenem Zustande der Unordnung, da sich die Völker selbst befrein und unter dem Feldgeschrei Freiheit und Gleichheit die Frechheit und die Liederlichkeit an das Steuerruder setzen. Die Bibel verdammt Alles, was auch nur von ferne mit Empörung und Revolution zusammenhängt, auf's Entschiedenste. Paulus hat unter dem Regimente des Tyrannen Nero das Wort geschrieben: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat Röm. 13, und das andre, daß wir vor allen Dingen thun sollen Bitte, Gebet, Fürbitte für die Könige und für alle Obrigkeit. Ach, wenn die Unterthanen so fleißig beteten für die Obrigkeit, als sie derselben oft Böses nachreden und ihr fluchen, so würde es besser um das Regiment im Lande stehn. Es ist hier wohl an der Stelle, eines herrlichen Wortes Luthers zu gedenken, der einmal sagte: „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei verschiedene Dinge, die so weit von einander sind, als Himmel und Erde. Aendern mag leicht-

lich geschehn, bessern ist mißlich und gefährlich; es steht allein in Gottes Hand und Willen. Der tolle Pöbel kriegt dann Hummeln für Fliegen und zuletzt Hornissen für Hummeln. Und wie die Frösche vor Zeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herrn leiden, kriegten sie den Storch dafür, der sie auf die Köpfe hackte und fraß sie. So ja Unrecht soll gelitten sein, so ist's zu erwählen, von der Obrigkeit zu leiden, als daß die Obrigkeit von den Unterthanen leide. Denn der Pöbel hat und weiß kein Maaß, es steckt in einem Jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Nun ist's aber besser von Einem Tyrannen Unrecht leiden, denn von unzähligen Tyrannen, das ist dem Pöbel.“

V. 9. Wer Geld liebet, wird Geldes nimmer satt; und wer Reichthum liebet, wird keinen Gewinn davon haben. Das ist auch eitel.

Von diesem Verse an bis zum Ende des sechsten Kapitels folgt nun eine längere, sehr beherzigenswerthe Auseinandersetzung zur Würdigung des Reichthums, die schon früher Gesagtes theils einfach wieder aufnimmt, theils näher ausführt. Zwischen diesem Verse und dem vorigen ist zum Uebergang der Zwischengedanke zu ergänzen: „Bei der Eitelkeit aller Dinge, die im Lande herrscht, könnte man sprechen: Ist doch alles eitel, dann will ich wenigstens so viel irdische Schätze sammeln als möglich.“ Das ist auch eitel - spricht der Verfasser. Geld macht den suchenden Geist nicht satt, Reichthum nützt der unsterblichen Seele nichts.

V. 10. Denn wo viel Guts ist, da sind Viele, die es essen; und was genießt sein, der es hat, ohne daß er es mit Augen ansiehet.

Wie oft in unserm Buche hoher geistlicher Sinn sich mit sehr einfachen Bemerkungen, die aus der Erfahrung des gemeinen Lebens gegriffen sind, berührt, so auch hier. Der viel irdisches Gut hat, bedarf zu desselben Verwerthung und Verwaltung ein Heer von Dienern und Mitessern an seinem Tisch, und er selbst hat vor diesen nicht viel mehr voraus, als daß er das Gut ansieht und sagen kann: dies Alles ist mir unterthänig - was doch wahrlich auch nicht ein besonders großes Glück ist.

V. 11. Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süße, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle des Reichen lässet ihn nicht schlafen.

Ebenfalls ein Satz der Erfahrung aus dem gemeinen Leben. Wie mancher reiche Mann beneidet den armen Arbeiter um seinen süßen Schlaf. Der Schlaf gehört zu denjenigen Wohlthaten der ewigen Güte Gottes, die des Dankes so werth sind und für die doch so wenig gedankt wird; es ist wohl

ein rührendes und ergreifendes Bild eine schlafende Arbeiterfamilie mit dem Verslein als Unterschrift: „Da sich der Tag geendet hat, die Sonne nicht mehr scheint, -schläft Alles, was sich abgematt't und was zuvor geweint.“ Dem frommen Reichen enthält der große Gott ja auch die Wohlthat des Schlafes nicht vor; bei ihm findet auf des Tages Neige ja auch das Wörtlein Platz: Müde bin ich', geh' zur Ruh, schließe beide Augen zu. Denn nicht am Gelde klebt der Fluch der Schlaf- und Ruhelosigkeit, sondern an dem Herzen, das das Geld zu seinem Götzen macht. Fülle mit Gottlosigkeit und Geiz verbunden läßt nicht schlafen, weil der Geiz ein Mörder des Schlafes ist. Immer mehr haben wollen und in beständiger Angst schweben, ob auch die Diebe nach den Schätzen graben, das jagt auch unter Baldachinen reichster Pracht den Schlummer von den Augen.

V. 12-16. Es ist eine böse Plage, die ich sähe unter der Sonne, Reichthum behalten zum Schaden dem, der ihn hat. Denn der Reiche Kommt um mit großem Jammer (wörtlich: solcher Reiche kommt um in böser Plage); und so er einen Sohn gezeuget hat, dem bleibet nichts in der Hand. Wie er nackend ist von seiner Mutter Leibe gekommen; so fahret er wieder hin, wie er gekommen ist und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit in seiner Hand, wenn er hinfähret (wörtlich: nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit, das er in seiner Hand davon trüge): Das ist eine böse Plage (ein arges Uebel), daß er hinfähret, wie er gekommen ist. Was hilft es ihm denn, daß er in den Wind gearbeitet hat? Sein Lebenlang hat er im Finstern gegessen und in großem Grämen und Krankheit und Traurigkeit.

Von Reichthum, in Gottlosigkeit gewonnen und in Gottlosigkeit gehäuft und zur Gottlosigkeit verwendet, wird es immer gelten: Unrecht Gut gedeihet nicht, und wie gewonnen, so zerronnen. Der gottlose Reiche hat, wenn er den Fuß in's Grab setzt, weiter nichts als Gold und Sünden; das Gold muß er hier lassen, die Sünden aber nimmt er mit, und mit den unvergebenen Sünden fährt er in die Verdammniß. Wie sehr dann aber das unrechte Gut, wenn nicht im ersten Gliede, so doch im zweiten Gliede auch, in irdische Armuth umschlägt, zeigen tausend Beispiele auch unserer Zeit. Man sehe sich z. B. einmal um bei den Familien, die das s. g. große Loos in Lotterien oder große Summen in den beklagenswerthen Spielbanken gewonnen haben, wie lange das vorhält; der Jammer, der daraus erwächst, hält allerdings lange vor, oft in's dritte und vierte Glied, das Geld selbst aber pflegt schon im ersten Gliede und zwar sehr bald zu versiegen.

V. 17-19. So sehe ich nun das für gut an (wörtlich: siehe da, was ich gut fand), daß es fein sei, wenn man isset und trinket und gutes Muths ist in aller Arbeit, die Einer thut unter der Sonne sein Leben (sein kurzes Leben) lang, das ihm Gott gibt, denn das ist sein Theil. Denn (besser: ferner) welchem Menschen Gott Reichthum und Güter und Gewalt gibt, daß er davon isset und trinket für sein Theil (wörtlich: und nimmt sein Theil) und fröhlich ist in seiner Arbeit; das ist eine Gottesgabe. Denn er denket nicht viel an das elende Leben, weil Gott sein Herz erfreuet (wörtlich: Denn er denkt nicht viel an die Tage seines Lebens, weil Gott ihn beschäftigt in der Freude seines Herzens).

Derselbe Gedanke wie 2, 24; 3, 13, nur in weiterer Ausführung. Es ist mitten in der Eitelkeit des Lebens eine Gnade von Gott, wenn der Mensch über dem kindlichen, dankbaren Genuß der Dinge, die Gott bescheert, die Kürze und das Elend des Lebens vergißt. Manche Christen gehen immer so mürrisch und sauersehend einher, das ist nicht fein. Wir sollen vielmehr Allen den Kämmerer aus Mohrenland uns zum Vorbild nehmen, von dem geschrieben steht: Er zog seine Straße fröhlich.

Kapitel 6

Kap. 6, V. 1-3. Es ist ein Unglück, das ich sähe unter der Sonne und ist gemein bei den Menschen. Einer, dem Gott Reichthum, Güter und Ehre gegeben hat, und mangelt ihm Keins, das sein Herz begehrt; und Gott ihm doch nicht Macht gibt, desselben zu genießen, sondern ein Anderer verzehrt es, das ist eitel und eine böse Plage. Wenn er gleich hundert Kinder zeugete und hätte so langes Leben, daß er viele Jahre überlebte und seine Seele sättigte sich des Gutes nicht und bliebe ohne Grab; von dem spreche ich, daß eine unzeitige Geburt besser sei, denn er.

Fortgesetzte Schilderung des zweifelhaften Werthes des Reichthums, in der als neues Moment nur noch die Ehre dazu genommen ist. Was hilft aller Reichthum, das ist der Gedankengang, wenn der, der ihn hat, ihn nicht genießen kann oder, wenn er ihn genießt, ihn mit Sorgen und Aengsten genießt, oder, wenn auch das nicht, ihn doch bald wieder verliert, so daß ihm am Ende nicht einmal so viel bleibt, daß er sich ein ehrliches Begräbniß verschaffen kann? An einem Dinge, das so ungewiß ist, wie der Reichthum, kann wahrhaftig das Glück nicht haften. Eine unzeitige Geburt bezeichnet das Schwache, Unvollkommene, Unansehnliche, Unwürdige, Nichtige; und

doch dies Nichtige ist noch mehr als das, was etwas sein will und doch nichts ist, wie das Geldglück.

V. 4. 5. Denn in Eitelkeit kommt er (kam sie) und in Finsterniß fährt er dahin (fuhr sie dahin) und sein (ihr) Name bleibet in Finsterniß bedeckt, wird der Sonne nicht froh (sie sah die Sonne nicht und kannte sie nicht) und weiß keine Ruhe Weder hier noch da (: die hat Ruhe vor jenem.)

Nicht von dem Reichen ist hier die Rede, wie es nach der Lutherschen Uebersetzung scheinen könnte, sondern von der unzeitigen Geburt; so nichtig sie ist, sie ist doch noch besser daran, als der Mensch, der alles Heil vom Reichthum erwartet, denn sie braucht sich nicht mit seinen Sorgen zu plagen.

V. 6. Ob er auch zwei tausend Jahre lebte, so hat er nimmer keinen guten Muth: Kommt es nicht Alles an Einen Ort?

Besser gar nicht leben, das ist der Sinn, als sein Leben in der unnützen Sorge des ungewissen Reichthums aufreiben. Wie das: „Es fährt Alles an Einen Ort“ zu verstehen ist, betrachteten wir schon bei der Erklärung der gleichlautenden Stelle 3, 20. Alles, was stirbt, fährt in die Todtenwelt.

V. 7. Einem jeglichen Menschen ist Arbeit aufgelegt nach seiner Maaße; aber das Herz kann nicht daran bleiben.

Das Herz wird davon nicht voll, heißt es eigentlich, die Begierde nach Höherem wird dadurch nicht gestillt. Jeder hat Arbeit nach seinem Maaß d. h. nach Verhältnis) seiner Kräfte. Gott gibt Jedem so viel zu thun, als er leisten kann. Wenn es Gott so macht, sollen es Menschen nicht anders machen, sollen z. B. Herrschaften ihrem Gesinde nicht Ueberlast thun und sie nicht vom Morgen bis zum Abend jagen wie ein gescheuchtes Wild. Es ist aber für das erste Glied unseres Verses auch die Uebersetzung möglich: Alle Mühe des Menschen ist für seinen Mund, so daß dann der Sinn des Ganzen wäre: Arbeiten macht wohl satt, aber nicht selig; der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

V. 8. Denn was richtet ein Weiser mehr aus, weder (als) ein Narr? Was unterstehet sich der Arme, daß er unter den Lebendigen will sein?

Weisheit und Thorheit, Reichthum und Armuth sind ohne Gottesfurcht gleich nichtig, gleich eitel. Im zweiten Kapitel war das näher ausgeführt.

V. 9. Es ist bester, das gegenwärtige Gut gebrauchen, denn nach Anderem gedenken. Das ist auch Eitelkeit und Jammer.

Es ist ein eitles, windiges Streben, in die Ferne zu schweifen, während das Gute so nahe liegt. Genieße froh, was dir beschieden; entbehre gern, was du nicht hast. Bei vielen Menschen besteht das Kreuz, über das sie klagen, einfach in ihrer eignen Unzufriedenheit. Ein Christ soll immer genügsamer werden und immer zufriedner, daß er mit dem gottseligen Spitta singen kann:

Wohl werden unsre Wünsche kleiner.
Und kleiner wird um uns die Welt;
Doch wird auch unsre Freude reiner
Und nicht von Bitterkeit vergällt;
Wir werden stille und bescheiden
Im Glücke, voll Geduld im Leiden,
Wir sind des Heilands Eigenthum,
Und das ist unser höchster Ruhm.

V. 10. 11. Was ist es, wenn einer gleich hochberühmt ist, so weiß man doch, daß er ein Mensch ist und kann nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist. Denn es ist des eitlen Dinges zu viel; was hat ein Mensch mehr davon?

In wörtlicher Uebersetzung: Was auch Jemand sei, vorlängst ist sein Name genannt und es ist bekannt, daß er ein Mensch ist und daß er nicht kann rechten mit dem, der stärker ist, als er. Fürwahr, es gibt viele Dinge, die die Eitelkeit vermehren; was hat der Mensch davon? Die bittere Wurzel aller Qual und Unruhe des Menschen ist die Vergeßlichkeit. Der Mensch vergißt so leicht, daß er ein Mensch ist, seitdem die alte Schlange das verführerische Wort gesprochen: Ihr werdet sein, wie Gott! Gott aber sucht den Menschen durch die Eitelkeit der Dinge, die eine Folge des Sündenfalls ist, wieder und immer wieder zu erinnern, daß der Mensch ein Mensch ist und zwar ein gefallner Mensch. Je mehr der Mensch sich erinnern läßt und sich selbst erkennt in seiner zeitlichen Nichtigkeit und in seiner Ewigkeitsbestimmung, in seiner Abhängigkeit von Gott und in seiner Zugehörigkeit zu Gott, desto mehr wird er auch inwendig frei werden von den vielen Dingen, die nur die Eitelkeit erhöhen, und das Eine suchen, was noth ist. Seele, was ermüdest du dich in den Dingen dieser Erden, die ja doch verzehren sich und zu Staub und Asche werden. Suche Jesum und sein Licht, alles Andre hilft dir nicht. Der Herr helfe uns, daß wir uns selbst und die Dinge dieser Erde immer gründlicher kennen lernen, so werden wir auch unser Wohl und Heil immer unbedingter suchen einzig und allein in dem Erbarmen Gottes in Christo. Amen.

Siebttes Kapitel

Mit diesem Kapitel beginnt der zweite Theil unseres Buches, in welchem die Spruchweisheit vorwaltet. Doch ist die Perlenschnur der Sinnsprüche mit mancherlei Erfahrungssätzen und mancherlei Mahnungen und Warnungen durchflochten. Der zweite Theil nimmt wie der erste von der Eitelkeit des Lebens seinen Ausgang und will wie jener den alttestamentlichen Frommen den Felsen der Gottesfurcht anempfehlen, an dem sich alle Brاندungen der Eitelkeit brechen.

Die Sprüche des siebenten Kapitels hängen unter einander enger zusammen, als man auf den ersten Blick meinen sollte; der Grundgedanke, der sich durch alle, mehr oder minder betont, hindurch zieht, ist der: Der Ernst des Weisen ist in diesem eitlen Leben würdiger und nützlicher, als der

Leichtsinn des Thoren. Von V. 1-13 wird die Weisheit gegenüber der Thorheit beschrieben und gerühmt; in V. 14-23 führt der Verfasser aus, daß Weisheit ohne Gottseligkeit selbst nicht besser ist, als Thorheit; von V. 24 - 30 schildert er, wie selten die wahre Weisheit auf Erden ist und wie sie am allerwenigsten bei Frauen gefunden werde. Einige Verse dieses Kapitels, namentlich V. 17. 18. 29 gehören zu den dunkelsten und schwierigsten des ganzen Buchs. Um so nöthiger ist vor dem Lesen und Erwägen dieses Kapitels das Anflehn Gottes des heiligen Geistes, daß er uns die Schrift durch die Schrift auslege und uns in alle Wahrheit führe.

V. 1. Denn wer weiß, was dem Menschen nützlich ist im Leben, so lange er lebet in seiner Eitelkeit, welches dahin fährt wie ein Schatten? Oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne? Von der Eitelkeit des Lebens nimmt der Verfasser auf's Neue seinen Ausgang. Das Leben ist eitel, denn es ist flüchtig, und was dahinter liegt, ist dunkel. Wer weiß, wer kann sagen, was bei solcher Eitelkeit des Lebens dem Menschen anzurathen ist? Das ist die Frage, mit der der Verfasser den zweiten Theil seines Buches eröffnet und auf die er im ganzen zweiten Theil in allerlei Weisheitssprüchen antwortet.

V. 2. Ein gut Gerücht ist besser, denn gute Salbe, und der Tag des Todes, weder der Tag der Geburt.

Das gute Gerücht, der gute Name ist in diesem eitlen Leben ein großer Schatz. Auch in den Sprüchen Salomonis Kap. 22 wird der hohe Werth eines guten Namens gepriesen, und im neuen Testamente 1 Cor. 9, 15 spricht Paulus: Es wäre mir besser, ich stürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen. Der liebliche Geruch des Salböls war sprichwörtlich unter Israel, noch lieblicher ist ein guter Name, warum? weil, wer ein gutes Urtheil hat bei rechtschaffenen Menschen, ungehemmt auf Andere zum Segen wirken kann. Melanchthon sagt einmal sehr recht: „Eines guten Gewissens bedarf ich um Gottes willen, eines guten Namens um der Nächsten willen.“ So hoch nun das Gewissen über dem Namen steht, so hoch steht Gottes Urtheil über der öffentlichen Meinung, und der Christ kann und darf daher sagen: Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich. Dennoch ist es Pflicht, mit frommer Sorgfalt sich auch um ein gutes Gerücht bei den Leuten zu bemühen. Von Predigern des Evangeliums z. B. verlangt die Schrift 1 Tim. 3 geradezu, daß sie auch ein gutes Zeugniß haben müssen von denen, die da draußen sind. - Der Tag des Todes ist besser, als der Tag

der Geburt. In gewissem Sinne gilt das sogar von dem Tode des Gottlosen; demselben wäre es ja freilich besser, er wäre gar nicht geboren; so ist's nur gut, wenn ihm der Tod ein Ziel setzt, daß seiner Sünden nicht noch mehr werde und er nicht noch viele Andre auf seine Lasterbahn verleite. Aber in vollem Sinne gilt es von dem Tode der Gottesfürchtigen; denn sie sind in Sünden geboren und sterben in Gnaden, sie sind mit Weinen auf die Welt gekommen und gehen mit Hosianna hinaus, sie haben als arme Sterbliche das Licht der Sonne erblickt und sie werden sterbend geboren in's ewige Leben. Die alte Kirche nannte darum auch den Todestag der Gerechten gerne ihren himmlischen Geburtstag.

V. 3-5. Es ist besser, in das Klaghause gehn, denn in das Trinkhaus; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Es ist Trauern besser, denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Das Herz der Weisen ist im Klaghause und das Herz der Narren im Hause der Freuden.

Für: „Durch Trauern wird das Herz gebessert!“ heißt es wörtlich: Wenn das Antlitz übel aussieht, befindet sich das Herz wohl. Die Summa dieser Verse ist offenbar die: Ein ernster Sinn ist in diesem eitlen Leben angemessener und besser, als ein leichter Sinn. Das Trauerhaus und das Trinkhaus stehen sich gegenüber, als zwei in die Augen fallende Beispiele einmal der Stätten des Ernstes, das andre Mal der Stätten des Leichtsinns; es ist besser in's Trauerhaus zu gehn;, als in's Trinkhaus; denn dort denkt man an's Ende, und hier treibt man's zu Ende; dort wird das Herz besser, hier wird das Herz schlechter. Es kann ja nicht die Meinung sein, als ob das schmerzliche Klagen um einen Todten an und für sich vor Gott einen besonderen Werth hatte; sondern das ist die Meinung, daß in einem Trauerhause, wo die Nichtigkeit alles Irdischen dem Herzen sich so handgreiflich nahe legt, die Seele von den Zügen des Herrn eher ergriffen wird, als wo anders, und sich bereitwilliger zu heiligem Ernste sammeln läßt. An einem Sterbebette ist es uns oft, als ob der Himmel ganz nahe bei uns wäre, und die Dinge der unsichtbaren Welt erfassen uns mit mächtiger Gewalt. Die früher vorausgegangenen Gerechten treten uns vor den Geist und scheinen nicht so fern zu sein, und auf unsre Lippen legt sich wie von selber das Gebet: Herr, lehre auch uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Dagegen in den Trinkhäusern ist die Hölle näher als sonst, und die Dinge der Verdammniß neben Fleisch und Blut an. Zu allen Zeiten sind die am

schwersten zu bekehrenden Menschen diejenigen, die Tag für Tag die lustigen Stammgäste der Trinkhäuser sind und beim Glase Bier über die Dinge der Zeit und der Ewigkeit ihre frivolen Redensarten loslassen. Daher bezeichnet es der Verfasser als Weisheit, Klagehäuser zu besuchen, und als Narrheit, in die Trinkhäuser zu treten.

V. 6. Es ist besser hören das Schelten des Weisen, denn den Gesang des Narren.

Schelten heißt: mit kräftigen Worten seinen Unwillen kund geben. Unser Herr hat die ungläubigen Städte Matth. 11, 20 und die schwachgläubigen Jünger Marci 16, 14 gescholten, zum Zeichen und Zeugniß, daß es sich auch mit der höchsten Weisheit reimt zu schelten. Ja eine Weisheit, die nicht schelten kann, ist gar keine Weisheit mehr. Wohl dem, der die ernste Zurechtweisung des Weisen sich gefallen läßt, denn er wird dadurch gebessert. Der Gesang des Narren dagegen bessert nicht, sondern ladet zu Lust und Leichtfertigkeit ein, ist ein verführerischer Ohrenkitzel, der schmeichelnd in fleischliche Sicherheit einwiegt. Wer mag ermessen, wie viele Leute, namentlich junge Leute, durch Narrenlieder auf die schiefe Ebene, die zum Verderben führt, gerathen sind! Die Poesie in allen Ehren - „wenn mit ihrem Pfunde fromme Poesie einer Erdenstunde Himmelsduft verlieh“, ehret ihre Sendung, dämpft nicht den Geist, scheltet nicht Verschwendung, was den Schöpfer preist“ - aber es gibt eine Poesie der Sünde, die von unten her stammt und in die Hölle führt. Es sind das die vergifteten Lieder.

V. 7. Denn das Lachen des Narren ist wie das Krachen der Dornen unter den Töpfen, und das ist auch eitel.

An seinem Lachen erkennt man den Menschen; es ist ein Sprüchwort: Weise lächeln, Narren lachen. Es ist merkwürdig, daß niemals in der Bibel vom Heilande erzählt wird, daß er gelacht habe, wohl aber, daß er geweint hat, wie über Jerusalem, so auch am Grabe seines Freundes Lazarus. Wenn hier das Lachen des Narren mit dem Krachen, Knistern und Prasseln angebrannter Dornen verglichen wird, so soll durch diesen Vergleich das Widerwärtige des thörichten Lachens hervorgehoben werden. Es ist dasselbe Lachen, das der Verfasser an einer früheren Stelle toll nannte.

V. 8. Ein Widerspenstiger macht einen Weisen unwillig und verderbet ein mildes Herz.

Hier ist die Uebersetzung zu berichtigen; es muß heißen: Fürwahr Unterdrückung macht einen Weisen toll, und das Geschenk verderbt das Herz. Dem Weisen selbst drohen von dem Narren mancherlei Gefahren; der Weise selbst kann bethört werden durch Umgang mit solchen Narren, die durch Unterdrückung Anderer reich geworden in der Lage sind, ihm glänzende Geschenke zu machen. Allerdings hat solche Weisheit, die durch Geld um ihren Verstand kommt, noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen; aber das Leben zeigt es leider täglich, daß, die als Weise gelten wollten, durch Verblendungsgeschenke zu Narren werden.

V. 9. Das Ende eines Dinges ist besser, denn sein Anfang.

Ein geduldiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist. Der erste Satz dieses Verses spricht nicht eine allgemeine Wahrheit aus, sondern eine besondere, die durch den zweiten Satz näher angegeben wird. Oft ist ja der Anfang gut und das Ende schlecht, wie Paulus von den Galatern sagt: Im Geiste habt ihr's angefangen, wollt ihr's nun im Fleische vollenden? Oft ist der Anfang schlecht, das Ende aber gut, wie Paulus von den Ephesern sagt: Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seid ihr ein Licht im Herrn. Oder es sind auch Anfang und Ende gleich gut, wie wir vom Christenleben fingen: „Wunderanfang! Herrliches Ende! Wo die wunderweiten Hände Gottes führen ein und aus.“ Der Verfasser hat es hier und in den folgenden Versen auf Bekämpfung der ewig hadernden, mürrischen, ärgerlichen Gesinnung abgesehen. Er sagt: Ein geduldiger Geist ist besser, als ein hoher Geist, wörtlich: Langmuth ist besser, als Hochmuth; das Ding also, dessen Ende besser ist, als der Anfang, kann hier nur Hader und Streit sein; es ist besser Streit und Zank beenden, als anfangen.

V. 10. Sei nicht schnellen Gemüthes zu zürnen, denn Zorn ruht im Herzen eines Narren.

Jacobus 1,19 hat dieses Wort aufgenommen, wenn er sagt: Lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei langsam zum Zorn! Beide Testamente verwerfen nicht das Zürnen schlechthin, sondern nur das unheilige, fleischliche, gottlose Zürnen. Der Mensch soll langsam sein zu zürnen, um, sobald er merkt, daß nicht göttliche Liebe, sondern fleischliche Wallung die Wurzel seines Zornes ist, die Wallung noch zu unterdrücken, ehe sich die zürnenden Gedanken noch in Worte und Thaten umsetzen. Fühlst du nicht Liebe genug zum Zürnen, dann laß es!

V. 11. Sprich nicht: Was ist es, daß die vorigen Tage besser waren, als diese? Denn du fragest solches nicht weislich.

Der mürrische, mit Gott und Menschen hadernde Sinn will sich in einer besonders eitlen Gegenwart auch nicht sagen lassen, daß es schon bessere Zeiten gegeben hat und also auch wieder bessere Zeiten kommen können. Dem Weisen aber ist die Vergangenheit eine Trostquelle für die traurige Gegenwart und ein Spiegelbild einer lichtereren Zukunft.

V. 12. Weisheit ist gut mit einem Erbgut und hilft, daß sich einer der Sonne freuen kann.

Hier ergibt sich aus der Lutherschen Uebersetzung der ganz unbiblische Sinn, als ob die Weisheit allein nicht viel helfe, wohl aber, wenn sie mit Geld und Gut verbunden ist. Es ist aber vielmehr zu übersetzen: Weisheit ist so gut, als ein Erbgut und besser für die, die die Sonne schauen. Der Verfasser preist die Weisheit, nämlich die praktische auf Gott zielende Weisheit, über Geld und Gut der Erde.

V. 13. Denn die Weisheit beschirmt, so beschirmt Geld auch; aber die Weisheit gibt das Leben dem, der sie hat.

Dieser Vers erläutert den vorigen. Die Weisheit ist so gut, als ein Erbgut; denn sie beschirmt, wie Geld und Gut beschirmt; die Weisheit ist besser als Geld und Gut, denn sie gibt dem, der sie hat, das Leben. Die Weisheit schützt das Leben nicht nur, sondern sie gibt auch das Leben, nämlich das wahre Leben, das allein des edlen Namens werth ist, insofern der Weise mitten in der Eitelkeit der Dinge sich dem Herrn und der Ewigkeit zuwendet. - Bis hieher hat der Verfasser die Weisheit gegenüber der Thorheit beschrieben und gerühmt.

V. 14. Siehe an die Werke Gottes! Denn wer kann das schlecht machen, was er krümmt?

Hier beginnt der zweite Abschnitt des Kapitels; die Weisheit, die gerühmt zu werden verdient, muß die echte, rechte, nicht eine falsche sein. Schlecht heißt hier gerade. Der Verfasser hatte schon 1, 15 gesagt: Krumm kann nicht gerade werden. Es ist die schrecklichste Verirrung, wenn der Mensch in eingebildeter Weisheit von der Eitelkeit der Dinge Anlaß nimmt, seinen Gott anzuklagen und mit dem Höchsten zu hadern. Der Unmuth über die Widerwärtigkeiten des Lebens nimmt die Widerwärtigkeiten nicht fort; wenn Gott der Herr dem Menschen nicht alle Wege mit Teppichen belegt

hat, so wird er dazu seine guten Gründe gehabt haben. Es gilt, sich demüthig in Gottes Schickungen zu ergeben; hat er mich in guten Tagen oft ergötzt, sollt' ich jetzt auch nicht etwas tragen?

V. 15. Am guten Tag sei guter Dinge und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schafft Gott neben jenem, daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist.

In der Welt pflegt es gar anders herzugehen, als dieser Vers besagt und mahnt. Die meisten Menschen sind zwar am guten Tag guter Dinge, aber wenn die Tage kommen, die ihnen nicht gefallen, lassen sie den Kopf hängen, murren und lamentieren. Und andererseits gibt es auch solche Menschen, die nicht bloß traurig und verdrießlich sind an bösen Tagen, sondern selbst an guten Tagen, indem sie die traurige Kunst besitzen, sich auch die fröhlichen Stunden, die Gott der Herr ihnen gibt, zu verdüstern und zu verderben durch ängstliches Sorgen um die Zukunft. Der evangelische Weise aber ist am guten Tag guter Dinge, lobt und preist seinen Schöpfer, der es so gut mit ihm meint und das Füllhorn seiner Freundlichkeit über ihn ausschüttet; der Weise nimmt auch den bösen Tag für gut (wörtlich „und am bösen Tag siehe“ d. h. siehe zu, ertrag' ihn, nimm ihn zufrieden an), denn er weiß, daß ob auch lauter Nein erscheinet, doch lauter Ja gemeinet ist, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, daß die Lebensluft nicht nur des wärmenden Sonnenscheins, sondern auch der reinigenden Stürme bedarf. Ja, wenn auch die bösen Tage anhielten, so daß der Weise im Rückblick auf Vergangenheit und Gegenwart sprechen müßte wie Jacob 1 Mose 47, 9: Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens -, so tröstet ihn doch der Gedanke, daß die künftigen Tage und wenn nicht sie, so die zukünftige Ewigkeit die Ausgleichung bringen werden. Zuletzt geht's wohl dem, der gerecht auf Erden durch Christi Blut und Gottes Erbe war; es kommt zuletzt das angenehme Jahr, der Tag des Heils, an dem wir fröhlich werden.

V. 16. Allerlei habe ich gesehen die Zeit über meiner Eitelkeit. Da ist ein Gerechter und geht unter in seiner Gerechtigkeit; und ist ein Gottloser, der lange lebet in seiner Bosheit.

Die Gerechten, die hier gemeint sind, können hier nur solche sein, wie der Herr sie meint, wenn er spricht: Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten. Diese pharisäische Gerechtigkeit, die zur Zeit Christi in voller Blüthe stand, fing schon Jahrhunderte zuvor an zu

wurzeln und zu keimen; der Verfasser unsers Buchs sah zu seiner Zeit nicht wenige Selbstgerechte, Tugendstolze - und sah sie umkommen, zu Grunde gehn in ihrer Gerechtigkeit. Offenbare Heilsverächter, anrühige Gottlose hatten es nicht selten besser, als diese Gerechten, denn wie auch immer ihr ewiges Schicksal war, auf Erden „machten sie es lange in ihrer Bosheit.“ Aber der Verfasser läßt sich durch den Augenschein nicht täuschen; die Gottlosigkeit ist darum nicht besser, weil sie zuweilen größere irdische Erfolge erzielt, als die Eigengerechtigkeit; sie sind beide gleich schlecht und gleich verderblich, die Bosheit ebenso wie der Tugendstolz. Daher die Mahnung:

V. 17-19. Sei nicht allzu gerecht und zu weise, daß du nicht verderbest, sei nicht allzu gottlos und narre nicht, daß du nicht sterbest zur Unzeit. Es ist gut, daß du dieses fassest und jenes auch nicht aus deiner Hand lassest; denn wer Gott fürchtet, der entgeht dem Allen.

Wegen dieser Verse hat man dem Verfasser oft Moderantismus vorgeworfen, die Lehre, daß der Mensch, da er doch einmal die ganze Gerechtigkeit nicht beobachten könne, am besten thue, eine Mittelstraße einzuhalten, da er den Ernst der Gerechtigkeit mit dem Leichtsinn der Thorheit zu verbinden trachte. Das wäre dann Wasser auf die Mühle der sicheren Leute, die die s. g. goldne Mittelstraße preisen, zwar ein ehrbares Leben führen, sich aber kein Gewissen machen, es mit der Welt zu halten, wenn es sich auch um Dinge handelt, die nicht eben sogar mit Gottes Wort übereinkommen. Es wäre ja nun allerdings möglich, daß hier der Verfasser von etwas redete, was die fleischliche Vernunft ihm eingegeben, als er den richtigen Weg noch nicht gefunden. Allein der Zusammenhang ergibt, daß der Verfasser vielmehr hier eine wahre Lehre aus dem heiligen Geist mittheilt. Allerdings will er eine goldne Mittelstraße preisen, aber eine solche, die die Klippe der Scheingerechtigkeit, die nichts taugt, und ebenso die Klippe der Gottlosigkeit, die erst recht nichts taugt, gleichmäßig vermeidet - und diese Mittelstraße ist ihm die Furcht Gottes, die heilige, zarte Scheu, Gott zu beleidigen, das aufrichtige Verlangen in Gottes Wegen zu wandeln. Sei nicht gar zu gerecht und weise - treib' es nicht zu weit in der äußerlichen Art der Gesetzeserfüllung, mit der der Dünkel verbunden ist, durch eigne Heiligkeit den Himmel zu verdienen; sei kein scheinheiliger Pharisäer! Sei nicht allzu böse und thöricht - ach böse und thöricht bist du schon an dir selber genug, denn du bist in Sünden empfangen und geboren, und deines Herzens Tich-

ten und Trachten ist böse von Jugend auf, häufe dir nicht noch Bosheit auf Bosheit auf; sei kein frecher, gottloser Zöllner! Fasse dies, kein Gerechter in verwerflichem Sinne zu sein, und lasse nicht jenes, nämlich kein Sündenleben zu führen. Die Gottesfurcht entgeht dem beiden, sowohl, der sich selbst so nennenden und rühmenden Gerechtigkeit, als auch dem zügellosen Sündenleben. Merkwürdig ist Luthers Auslegung dieser Stelle. Daß man nicht allzu gerecht sein solle, das ist nach ihm, man solle mit der Leute Fehlern so lange Geduld tragen, daß man zwar auf die Gesetze dringe und mit allem Fleiße Jeden dahin anweise, daß Alles recht und nach der Ordnung hergehen möge; wo man es aber nicht dahin bringen könne, sondern sich da und dort noch Gebrechen zeigen, solle man den Leuten auch wissen etwas zu Gute zu halten, und es nicht auf's Höchste so treiben, daß man bloß dahin Alles verwerfe, wo sich noch Fehler zeigen, die man deswegen sagt, das höchste Recht sei das höchste Unrecht; wo man so auf das Recht treibet, daß man keine Billigkeit in Acht nehme und einige Geduld mit der Leute Fehlern trage, sondern lieber Alles zu Grunde gehen, als mit Geduld zusehen wollte, thue man mehr Schaden. Das ist ja ganz gewiß richtige biblische Lehre, doch ob sie den Sinn unserer Stelle treffe, dürfte in Frage zu ziehen sein.

V. 20. 21. Die Weisheit stärket den Weisen mehr, denn zehn Gewaltige, die in der Stadt sind. Denn es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige.

Die wahre, praktische Weisheit, die aus ehrlicher Gottesfurcht fließt, ist edler, als alle äußerliche Kraft und Stärke. Die Heiden, unter deren Joch Israel damals lebte, trotzten auf ihre Gewalt: Israel hatte allerdings alle äußerliche Gewalt verloren, aber wenn es doch nur die altväterliche, gottesfürchtige Weisheit festhielt, so war es doch immer noch besser daran, als seine thörichten Unterdrücker. Denn da alle Menschen Sünder sind und die Sünde ohne das innerliche Gegengewicht, das in der Gottesfurcht gegeben ist, in Gericht und Verderben verwickelt, so ist der starke Mann, der nicht weise ist, ein schwacher Mann, und der allerschwächste Mann, der die Weisheit der Gottseligkeit hat, in Wahrheit der starke Mann.

V. 22. 23. Nimm auch nicht zu Herzen Alles, was man saget, daß du nicht hören müssest deinen Knecht dir fluchen. Denn dein Herz weiß, daß du Andern auch oft geflucht hast.

Fluchen ist hier soviel, als Höhnen und Schmähen. Zum Druck kam damals Hohn. Die Heiden, die Israel vergewaltigten, höhnten und beschimpften es auch. Das war wohl bitter schmerzlich für Israel. Darüber wird ja auch in den Psalmen wer weiß wie oft geklagt, daß die Feinde triumphierend dem Volke Gottes zurufen: Wo ist nun euer Gott? Aber Israel soll sich besinnen! Hat es in den Tagen feines Glücks nicht auch oft hochmüthig auf Andere herabgesehen und sie gescholten und verhöhnt, wenn sie darniederlagen? Bußfertig sollte das Volk inne werden: Es ist unserer Bosheit Schuld, daß wir so gestäupet werden; worin wir gesündigt haben, darin werden wir gestraft. Solche bußfertige Erkenntniß mildert nicht nur den Schmerz, sondern gibt auch Hoffnung auf Gottes erlösende Barmherzigkeit.

V. 24. 25. Solches Alles habe ich versucht weislich. Ich gedachte, ich will weise sein; sie kam aber ferne von mir. Es ist ferne; was wird es sein! Und ist sehr tief, wer will es finden!

Es kommt nun der dritte und letzte Abschnitt des Kapitels, der über die Seltenheit der rechten Weisheit unter den Menschen Klage führt. Der Verfasser leitet diesen Abschnitt ein mit einer Bemerkung über die Unerforschlichkeit des Lebens. Der weise Forscher erkennt, je länger er forscht, desto mehr, daß all' unser Erkennen Stückwerk ist. Es ist eine anmaßliche Verkehrtheit, wenn man den Ausspruch Pauli 1 Cor. 2, 10: „Der Geist erforschet alle Dinge“ auf den Menscheng Geist anwendet, Paulus spricht das von der dritten Person der Gottheit, von dem heiligen Geiste, nicht vom Geiste des Menschen. Des menschlichen Geistes höchste Weisheit ist immer: Wir wissen nichts. Das Wesen Gottes, seine Rathschlüsse und seine Pläne tragen einen so unerschöpflichen Reichthum in sich, daß wir ihn mit unserer Vernunft nimmer ergründen können.

V. 26. 27. Ich kehrete mein Herz, zu erfahren und zu erforschen und zu suchen Weisheit und Kunst, zu erfahren der Gottlosen Thorheit und Irrthum der Tollen; und fand, daß ein solches Weib, welches Herz Netz und Strick ist und ihre Hände Bande sind, bitterer sei, denn der Tod. Wer Gott gefällt, der wird ihr entrinnen; aber der Sünder wird durch sie gefangen.

Ergreifende Schilderung des traurigen Ganges und Endes, den Weltweise, die weiter nichts sind, als Weltweise, oft nehmen. Aus den feinsten Theorien fallen sie oft in die größte und gröbste Praxis der Sünde, aus dem Spiele der Gedanken in die Lust des Fleisches. Die Buhlerin ist nicht etwa eine allegorische Person, zu der man sie wohl hat machen wollen, als ob die Thor-

heit in ihr personifiziert dargestellt würde, sondern eine Person von Fleisch und Blut. Der weise Salomo - hat er nicht selbst am Ende sich einen Harem von tausend Weibern eingerichtet? Stehen nicht in der Geschichte der Christenheit so viele Gnostiker der alten Kirche als traurige Beweise dafür da, daß krankhafte Weisheitssucht und dünkelfhafte Erkenntniß zu den gräulichsten Sünden führen kann, also daß „die sich für weise halten, zu Narren werden?“ Weisheit ohne Gottesfurcht ist allen Versuchungen der Sünde preisgegeben und hat keine Kraft, ihnen zu widerstehen. Darum ist das allem Weisheit im wahren Sinne des Worts, der Gottes Wohlgefallen das Höchste ist; mit dieser gottseligen Weisheit geht auch immer die Josephsfrage Hand in Hand: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen? Nur die Weisheit von oben her ist eine keusche Weisheit.

V. 28. 29. Schau, das habe ich gefunden, spricht der Prediger, eins nach dem andern, daß ich Kunst (wörtlich: Nachdenken) erfände, und meinte Seele sucht noch und hat es nicht gefunden. Unter tausend habe ich Einen Menschen (Mann) gefunden; aber kein Weib habe ich unter den Allen gefunden.

Es ist das eine viel umstrittene Stelle. Uns scheint nach dem Zusammenhang der Sinn dieser zu sein: Der in Fleischeslust gefallene Weise könnte seinen Fall damit beschönigen, daß er sagte, daß er im Umgang mit den Frauen größere Weisheit lernen könne, als im Umgang mit den Männern. Allein der Prediger spricht, dem ist nicht so! Unter Tausenden ist wohl Ein Mann zu finden, der uns in der Weisheit fördert, aber kein Weib. Das Weib war vor dem Kommen des Erlösers in die Welt nicht nur das schwächere, sondern auch das thörichtere Werkzeug; der alttestamentliche Weise konnte wohl von Männern, aber nicht von Frauen Weisheit erwarten. Frauengestalten wie Mirjam, Sara, Hanna beweisen nichts dagegen; keine Regel ist ohne Ausnahme. Unsere Frauen aber, wenn sie Prediger Salomo 7, 28. 29 lesen, sollen dem Herrn Jesus brünstigen Dank sagen, dem sie fast noch mehr verdanken, als die Männer, nämlich nicht bloß die Erlösung von Sünde, Tod und Teufel, sondern auch eine würdigere und einflußreichere Stellung im Leben. - Andere Ausleger deuten den Schlußsatz unserer Verse also: Unter Tausenden habe ich einen Mann gefunden, der da ist, was er als solcher sein soll, aber nicht ein Weib, das da ist, was es als solches sein soll. Noch Andere nehmen das Weib als Gleichniß der Weisheit und deuten also: Die wahre, vollkommene Weisheit oder Einen, der sich zu ihr weiblich, d. i.

empfänglich verhielte, habe ich nicht in Allen unter tausend gefunden, höchstens in einem Einzigem. Endlich sind auch solche Ausleger vorhanden, die das Weib als Gleichniß der Thorheit und Sünde nehmen und so verstehen: Das Weib, das in allen Andern ist, habe ich nur in einem Einzigem nicht gefunden.

V. 30. Allein schaue das, ich habe gefunden, daß Gott den Menschen hat aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste.

Die schönste evangelische Auslegung dieses Verses gibt eine klassische Predigt von v. Steinmeyer in seinen „Fest- und Gelegenheitsreden“ unter dem Thema: Die Künste des Menschen als die Waffen seiner Sünde, v. Steinmeyer findet in diesem Verse sowohl eine Klage, als auch eine Weisung, „der Prediger hat die Menschen geprüft, in allen Lebensverhältnissen und in allen Lebenslagen, in allen Lebensaltern und in allen Lebensbewegungen - und überall wo er gewesen, wo er schärfer zugesehn, da hat er die unverkennbaren und unvertilgbaren Spuren einer dem Menschen anerschaffnen, jedem Einzelnen mitgegebenen Aufrichtigkeit entdeckt. Aber die Menschen suchen viele Künste. Die Künste selbst hat der Prediger nicht genannt, auch nicht einmal ein Beispiel derselben hat er aufgewiesen. Wir müssen die Lücke ergänzen. Zwei Klassen scheiden sich von einander, die Künste der Trägheit, die Zerstreuungen, und die Künste der Täuschung; die Menschen suchen diese Künste, um die Aufgabe zu umgehen, die ihnen verordnet worden ist von oben her. Daher die Warnung, nicht durch Künste in Unnatur zu fallen, die kaum noch vom Satanischen zu unterscheiden ist, und der Rath: Zurück zur Natur, denn Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, und den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen.“ So bildet dieser letzte Spruch einen trefflichen Abschluß dieser ganzen Spruchreihe. So viel Elend, Jammer, Eitelkeit in der Welt ist, den großen Gott im Himmel trifft keine Schuld; Gott hat den Menschen gerade, redlich, übereinstimmend mit seinem Willen geschaffen, aber die Sünde hat den Menschen also verderbt, daß er auf allerlei Ränke sinnt und krumme Wege sucht. Des Menschen Unheil ist des Menschen eigne Schuld; nur in bußfertiger Rückkehr zu Gott, auf den unser Herz angelegt ist, ist Rettung und Heil und damit die wahre Weisheit und Gottseligkeit zu finden.

Wir Kinder des neuen Bundes wissen, daß solche Rückkehr zu Gott nur in Christo Jesu möglich ist. Jesus Christus hat in seinem Blute der Menschheit einen Rückweg zu Gott eröffnet. Jesus Christus ist der Weg und die Wahr-

heit und das Leben, nach Augustins kurzer und treffender Auslegung: Christus ist der wahre Weg zum Leben. Selig wer ihn wandelt! Jesu, geh' voran auf der Lebensbahn, und wir wollen nicht verweilen, Dir getreulich nachzueilen; führ' uns an der Hand bis in's Vaterland!

Amen.

Achtes Kapitel

Die Weisheit, die eins ist mit der Gottseligkeit, hatte der Prediger im vorigen Kapitel gerühmt und halte mit der Andeutung geschlossen, daß, so selten sie auch gefunden werde auf Erden, sie doch Jedem zugänglich sei, der, den vielen Künsten der sündlichen Vernunft entsagend, die anerschaffne Grundanlage der Aufrichtigkeit in seinem Herzen aufdecke und sie ausbilde. Mit einem Lobe der echten Weisheit beginnt der Prediger auch dieses Kapitel; er führt dies Lob aber nicht weiter aus, sondern gibt im Folgenden als Dolmetscher der gelobten Weisheit seinem Volke allerlei Regeln für ein Leben in Druck und Leid. Insonderheit werden die Uebel genannt, die für ein geknechtetes und mit Füßen getretenes Volk aus seinem Verhältnis) zu tyrannischen Obrigkeiten hervorgehn, und Verhaltensmaßregeln für dieses Verhältnis gegeben, sowie eine tröstliche Beleuchtung dieses Verhältnisses. Es wird dann zum Schluß fromme Freude am Leben als bestes, ja einziges Mittel, die Eitelkeit dieser Zeit zu überwinden, anempfohlen, dagegen abgewiesen der geistliche Hochmuth, der Gott meistern und sein Werk auf Erden „finden,“ in seiner Totalität erfassen und dadurch Befriedigung erlangen will. Die einzelnen Gedanken dieses Kapitels fügen sich ziemlich eng an einander.

V. 1. Wer ist so weise und wer kann das auslegen? Die Weisheit des Menschen erleuchtet sein Angesicht; wer aber frech ist, der ist feindselig.

Wörtlicher heißt es: Wer ist wie der Weise? Und wer kennt die Auslegung der Dinge? Die Weisheit des Menschen erleuchtet sein Angesicht, und der Trotz des Angesichtes wird verwandelt. Das Angesicht des Menschen ist der Spiegel seiner Seele, der Ausdruck seines inwendigen Lebens. Je inniger Jemand zu seinem Gotte steht, desto verklärter pflegt sein Antlitz zu sein; als Mose von dem Berge kam, wo er Gott geschaut, war über sein Antlitz ein Lichtglanz ausgebreitet; da Jesus auf dem Berge der Verklärung betete, leuchtete sein Angesicht wie die Sonne. Die Freude im Herrn erhellt das Antlitz des Menschen und die Liebe des Höchsten verschönt es. Die

Weisheit, die der Prediger predigt, ist die fromme Weisheit, die Weisheit zur Gottseligkeit. Wer sich ihr hingibt, verliert die düsteren, trotzig Züge, die das Kind des Unglaubens und des Zornes trägt, und bekommt ein leuchtendes, fröhliches Angesicht. Der Verfasser sah zu seiner Zeit seine Volksgenossen umhergehen mit vergrämten Zügen, das bekümmert ihn, und er weist daher mit Fingern auf die Weisheit, als auf die Quelle, die das Angesicht und damit also das Leben verjüngt und fröhlich macht. Auch in unsrer Zeit gibt es viele düstere und vergräme Gesichter, denn dies Geschlecht blutet aus vielen Wunden. Wer es gut meint mit seinem Volk, soll, wenn er selbst die Weisheit zur Gottseligkeit gefunden hat, sie auch den Andern anpreisen, auf daß sie mit uns theilhaftig werden der Seligkeit in Gott, die das Leben und das Angesicht verklärt. O geht hinaus auf allen Wegen und holt die Irrenden herein; streckt Jedem eure Hand entgegen und ladet froh sie zu uns ein! Der Himmel ist bei uns auf Erden, im Glauben schauen wir ihn an; die mit uns Eines Glaubens werden, auch ihnen ist er aufgethan.

V. 2. Ich halte das Wort des Königs und den Eid Gottes.

Es muß vielmehr übersetzt werden: Ich sage: Gib Acht auf den Mund des Königs, doch nach Maßgabe des Eides Gottes. Das Volk Israel stand unter der Herrschaft und dem Drucke fremder Könige. Dies Verhältniß war eine Quelle vielfältiger Versuchungen, Anfechtungen und Leiden. Wo diejenigen, die den Frommen etwas zu sagen haben, sich von Gott nichts sagen lassen, sind Konflikte unvermeidlich. Hier vor Allein mußte die Weisheit mit praktischen Nachschlügen eintreten, wenn sie ihren gerühmten Werth bewähren sollte. Der Prediger gibt in diesem Verse obenan eine Generalregel für das Verhalten Israels gegen seine heidnische Obrigkeit. Seid unterthan der Obrigkeit, so lehrt er, doch vergesset nie, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen. Es gilt Acht zu geben aus den Mund des Königs, seine Gebote zu beachten und zu vollziehen unter allen Umständen; doch wo des Königs Gebote gegen die Gebote des Königs der Könige sind, da verbietet der Eid der Treue, den wir Gott geleistet, des Königs Gebot zu vollzieht!. Es ist dies die übereinstimmende und einmüthige Lehre aller Bücher der heiligen Schrift, dem Könige zu geben, was des Königs ist, und Gotte zu geben, was Gottes ist, Gott zu fürchten und den König zu ehren. - Andere Schriftausleger übersetzen diesen Vers: Beachte den Mund des Königs, auch um des Eides Gottes willen. Dann würde der Prediger seinem Volke den Huldigungseid - von dem doch sonst nichts vorkommt - in's Gedächtniß rufen und mahnen, nicht blos aus Noth, sondern um des Gewissens

willen der Obrigkeit zu gehorchen, eine Mahnung, die Ähnlichkeit hätte mit der, die Paulus Röm. 13 gibt.

V. 3. Eile nicht zu gehn von seinem Angesicht und bleibe nicht in böser Sache; denn er thut, was ihn gelüstet.

Der Prediger hat hier zwei verschiedene Arten, sich vor dem Könige zu verhalten, vor Augen. Er denkt sich zuerst den Fall, da Einer eine gute Sache vertritt, aber ängstlich und verschüchtert davon geht, ohne die Sache bis an's Ende zu vertreten. Er denkt sich zum zweiten, daß Einer eine böse Sache vertritt und sie vor dem Könige trotzig oder schmeichelnd durchzusetzen sucht. Beides tadelt er. Denn da der König Macht hat zu thun, was ihn gelüstet, so ist es sowohl Sünde, wenn man in einer guten Sache auf diese königliche Macht aus Menschenfurcht nicht allen Einfluß ausübt, der Einem zu Gebote steht, als auch Sünde, wenn man diese Macht zu überreden sucht, eine böse Sache mit ihrer Gewalt zu unterstützen, oder ihrer vorgefaßten Leidenschaft für eine böse Sache schmeichelnd Oel in's Feuer gießt. Außer seiner allgemeinen Beziehung hat dieser Vers eine besondere Beziehung für alle Hofprediger und Hofleute. Wehe dem, der aus blasser Menschenfurcht es unterläßt, eine gute Sache bei den gnädigen Herren dieser Welt zu empfehlen und bis in alle Konsequenzen zu vertreten! Dreimal wehe dem, der seine Stellung bei den Gewaltigen dieser Erde dazu mißbraucht, böse Dinge zu befördern. Aber es gibt gegen solche Abwege nur ein einziges durchschlagendes Mittel, das ist die Gottesfurcht, die der Prediger Weisheit nennt. Wer Gott vor Augen und im Herzen hat, der kann sich auch in der Hofluft die Gesundheit der Seele bewahren. Das zeigen uns die Beispiele eines Moses, eines Joseph, eines Daniel.

V. 4. In des Königs Wort ist Gewalt, und wer mag zu ihm sagen: Was machst du?

Daß auch die Könige höhere Hüter über sich haben, denen sie Rechenschaft für all' ihr Thun und Lassen schuldig sind, hatte der Prediger 5, 7 ausdrücklich gesagt. Hier aber redet er davon, daß, die unter den Königen stehn, ihnen nichts zu gebieten haben. Das Alterthum kannte unsere modernen Constitutionen und die Lehre von der Theilung der Gewalten noch nicht. Je unumschränkter aber die Gewalt der damaligen Könige war, um so mehr Vorsicht war geboten, wo es darauf ankam, auf diese Gewalt einen Einfluß auszuüben. War ein guter Wille des Königs Wille geworden, so? war damit unendlich viel gewonnen; und andererseits war ein böser Wille des Königs

Wille geworden, welch' eine Seel' von Unheil war damit ausgestreut! Es gehört viel Weisheit zum rechten Umgang mit den Menschen, doppelte Weisheit zum Umgange mit den Mächtigen. Das beste Buch aber, was je über den Umgang mit Menschen geschrieben ist, ist die Bibel.

V. 5. Wer das Gebot halt, der wird nichts Böses erfahren; aber (und) eines Weisen Herz weiß Zeit und Weise.

Das Gebot ist Gottes Gebot. Wer in den Wegen der göttlichen Gebote wandelt, wer namentlich das vierte und das erste Gebot gleichmäßig vor Augen und im Herzen hat, der wird nichts Böses erfahren; und sollte er um seines Gehorsams gegen Gott willen etwas erfahren, was ihm als Böses erscheinen möchte - es kann ja von den Menschen böse gemeint sein, muß aber in Gottes Hand denen, die ihn lieben, auch zum Guten dienen - so weiß er, daß das Leid, das er um des Gewissens willen leiden muß, seine Zeit und Weise hat, nicht ewig währen kann, sondern früher oder später einer herrlichen Erlösung Platz machen muß. Es ist also die Richtschnur des Wortes Gottes, die der Prediger seinem Volk in seinem Verhältniß zu den heidnischen Königen empfiehlt. Für dieses Verhältniß, wie für jedes ist kein besserer Rath als dieser: Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen, verricht' das Deine nur getreu!

V. 6. 7. Denn ein jeglich Vornehmen hat seine Zeit und Weise; denn des Unglücks des Menschen ist viel bei ihm. Denn er weiß nicht, was gewesen ist; und wer will ihm sagen, was werden soll.

Der Prediger schämt sich nicht, gewisse Gedanken öfters zu wiederholen und beschämt damit manches armen Predigers Eitelkeit, der immer Neues, wenigstens in Worten, bringen zu müssen meint. Daß des Unglücks viel ist auf Erden und der Mensch, dessen Wissen und Verstand mit Finsterniß umhüllet ist, sich darein zu finden hat, war in unserm Buch schon öfter gesagt. Hier dient es als Begründung für das V. 4. b empfohlene Verhalten gegenüber dem Könige. Muß man um des Gewissens willen des Königs Zorn auf sich laden, so soll man sich auch damit trösten, daß Leiden einmal zum Wesen dieses Lebens, wie es ist, gehört. Wer nur das immer festhält, daß dies Leben nicht zum Wohlsein, sondern zur Vorbereitung auf das ewige Wohl gegeben ist, den kann die Hitze der Anfechtungen auf Erden nicht befremden, als widerführe ihm etwas Seltsames. Leben heißt leiden, und ohne Kreuz gibt es keine Krone.

V. 8. Ein Mensch hat nicht Macht über den Geist, dem Geist zu wehren; und hat nicht Macht zur Zeit des Sterbens und wird nicht losgelassen im Streit, und das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht.

Der Gedanke der beiden vorigen Verse wird hier weiter gesponnen. Die Uebel auf Erden sind unvermeidlich und unabwendbar. Vor allem das große Hauptübel, der Tod; kein Mensch kann „dem Geiste wehren“ d. i. seinen Geist zurückhalten, alle Menschen müssen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu. Sollte man also auch, wie so viele Märtyrer, um Gottes willen den Tod erleiden müssen, was ist's denn Großes, man erleidet etwas, was man früher oder später doch erleiden muß. Auch allen andern Uebeln, die dem Tode vorangehn, kann der Mensch nicht wehren; mitten im Kriege wird Keiner losgelassen, offenbar ein Gleichniß hier, das sagen will: mitten im Unglück wird doch Keiner befreit, er muß die Zeit aushalten, die ihm Gott bestimmt hat. Es ist ein Wahn, wenn man meint, durch Gottesverleugnung, durch gottloses Wesen sich von den Uebeln befreien zu können. Ja, dem Zorne des irdischen Königs wird man vielleicht damit entgehn, aber desto heftiger wird dafür der Zorn des Königs der Könige entbrennen und mit Feuer salzen, was vor milder Zucht sich fürchtete. Die Gottlosigkeit errettet Niemand weder vom Tode, noch von den andern Uebeln; und der Mensch verrechnet sich stark, der durch gottloses Wesen einen reellen Gewinn zu erzielen meint. Dahingegen hat die Gottseligkeit die Verheißung dieses und jenes Lebens.

V. 9. Das habe ich Alles gesehen und gab mein Herz auf alle Werke, die unter der Sonne geschehen. Ein Mensch herrschet zu Zeiten über den andern zu seinem Unglück.

Es geschieht nichts von ohngefähr. Alles kommt von oben her. Auch das Regiment gottloser Könige, unter dem die Frommen seufzen, steht unter Gottes Hand. Gute Herrscher sind Gottes Friedensboten, böse Herrscher sind Gottes Geißeln. Die heidnischen Gewalthaber, die damals Israel unterdrückten, waren Gottes Geißeln. Gott schwingt solche Geißeln- zu Zeiten; aber haben sie ihren Dienst gethan, dann wirft er sie weg. Das Ueble, das ungerechte Herrschaft zu Wege bringt, verliert bei solchen Erwägungen viel von seiner Dunkelheit.

V. 10. Und da sahe ich Gottlose, die begraben waren, die gegangen waren und gewandelt hatten in heiliger Stätte; und waren vergessen in der Stadt, daß sie so gethan hatten. Das ist auch eitel.

Der Vers muß übersetzt werden: Und da sahe ich, daß die Bösen begraben wurden und hinweggingen von dem Orte der Heiligen und wurden vergessen in der Stadt, welche also gethan hatten. Wenn nicht eher, so kommt doch im Tode das Ende für die ungerechten Herrscher. Wie Viele hatten Israel schon wehe gethan und mit heidnischer Unsauberkeit Jerusalem, die heilige Stadt, die Perle des Volkes Gottes, überschwemmt - aber Gott sprach zu Jedem zu seiner Zeit: „Bis hieher und nicht weiter,“ da mußten sich legen die stolzen Wellen, und all' die freche Gewalt wurde Staub und sank unter die Erbe. Einen Beleg dafür gibt auch die Geschichte des ersten Leidens, das den Sohn Gottes auf Erden traf. Herodes trachtete ihm nach dem Leben, und das heilige Kind mußte deswegen nach Egypten flüchten; gar bald aber hieß es: „Sie sind gestorben, die dem Kinde nach dem Leben standen,“ und Gott rief seinen Sohn aus Egypten zurück. Die Bosheit und Gewalt der Menschen dauern nicht lange; Gott, der Ewige, ist der Letzte, der das Feld behält. Daran soll Gottes Volk im Leide denken, kein irdischer Herrscher lebt ewig; Fürsten sind Menschen vom Staube geboren und sinken wieder in den Staub; ihre Anschläge sind auch verloren, wenn nun das Grab nimmt seinen Raub.

V. 11. Weil nicht bald geschiehet ein Urtheil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz der Menschen voll, böses zu thun.

Den Sinn des Verses hat Luther sehr richtig wiedergegeben, doch ist im ersten Gliede unsers Verses wörtlicher zu übersetzen. Weil der Befehl (Gottes) nicht (bald) vollstreckt wird, darum eilt die böse That. Wenn die bösen Herrscher und überhaupt alle hochgestellten Sünder, die durch ihre Sünden ihre Untergebenen quälen, daran dächten, daß auch ihnen gesetzt ist, einmal zu sterben und darnach das Gericht, so würden sie sich fürchten vor Gottes Zorn und nicht wider Gottes Gebote handeln. Aber sie halten sich den Gedanken des Todes und des Gerichtes so fern, als möglich und fündigen um so frecher, je länger sich Tod und Gericht verschieben. Der Gottlose wiegt sich in seinem langen Glück, und so wird sein Glück ihm eine Ursache schwerster Verantwortung. Denn da er den Reichthum der Güte, Geduld und Langmuth Gottes verachtet, durch Gottes Güte sich nicht zur Buße leiten läßt, so häuft er sich selbst den Zorn auf den Tag des Gerichts.

V. 12. Ob ein Sünder hundertmal böses thut und doch lange lebet, so weiß ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten, die sein Angesicht schauen.

Ein wahrer Goldvers in unserm Buche, wohl werth, daß ihn ein Jeglicher seinem Gedächtniß und Herzen einpräge. Das: So weiß ich doch! ist das Wissen des Glaubens, der sich an Gottes Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue nicht irre machen läßt, wenn auch hier unten Gottlosigkeit sich noch oft breit macht und noch so lange bläht. Gott hat gedrohet zu strafen Alle, die seine Gebote übertreten; so weiß der Glaube, die Strafe kann aufgeschoben werden, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Gott läßt sich nicht zum Lügner machen; seine Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein; was mit Langmuth er sich säumet, holt mit Schärf' er wieder ein. Gott hat verheißen, daß er diejenigen nicht verlassen will, die sich auf ihn verlassen; so weiß der Glaube, die Hülfe und das Heil können verziehen, aber nicht ausbleiben; es ist einmal Gottes Weise so, den schlechten Wein zuerst und dann den guten zu geben; wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hüls' mit Macht herein. Darum ist es wohlgethan, Gott fürchten und sich vor dem Allmächtigen scheuen. Denn wer solches thut, kann ruhig das Ende abwarten und mag darum der thörichten Welt den Anfang wohl gönnen. Es ist das hohe Vorrecht der Kinder Gottes, das gute und selige Ende auf ihrer Seite zu haben, und ist das Ende gut, dann ist Alles gut.

V. 13. denn es wird dem Gottlosen nicht wohl gehen, und wie ein Schatten nicht lange leben, die sich vor Gott nicht fürchten.

Nicht wird es wohlgehen dem Gottlosen - dabei bleibt der Glaube, und wenn der Gottlose auch grünen sollte wie ein Lorbeerbaum. Das Glück der Gottlosen ist nur ein Schatten und Schemen. Wenn ein Schatten sich auch noch so weit ausdehnt, so kann er doch nicht bleiben, sondern muß mit der untergehenden Sonne alsbald verschwinden, daß man nicht weiß, wo er hingekommen ist. Das Glück der Gottlosen ist flüchtig wie ein Schatten, und auch nichtig wie ein Schatten. Denn ein Schatten vergeht nicht nur schnell, er ist auch, so lange er da ist, nur ein Scheinding, er hat weder Kraft, noch Leben.

V. 14. Es ist eine Eitelkeit, die auf Erden geschiehet. Es sind Gerechte, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gottlosen, und sind Gottlose, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gerechten. Ich sprach: Das ist auch eitel! Auf Erden freilich und in diesem Leben - das ist der Fortschritt des Gedankenganges - ist die Ausgleichung, nach der es dem Ungerechten schließlich schlecht, dem Gerechten wohl geht, nicht zu finden. Vielmehr gehört es mit zu der Eitelkeit dieser Zeit, daß es oft gar anders geht, als Menschen den-

ken, daß dem wirklich oder scheinbar guten Werke Elend folgt, daß der bösen That gute Tage nachgehen. Das ist auch eitel, spricht darum der Prediger, nämlich nicht etwa die Gerechtigkeit, die gottselige Weisheit - sie ist es ja gerade, die er immerfort lobt und empfiehlt -, sondern das Speculieren und Warten auf irdische Vergeltung der Frömmigkeit. Es gilt Gott zu lieben um Gottes willen, nicht um irdischen Lohnes willen, die Gottseligkeit darf kein Gewerbe, der Frieden des Lebens nicht auf Lohndienst gegründet werden. O prüfen wir uns doch selbst: Wie dienen wir unserm Gott, um Lohn oder um das ewige Leben?

V. 15. Darum lobte ich die Freude, daß ein Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne, denn essen und trinken und fröhlich sein; und solches werd ihm von der Arbeit sein Lebenlang, das ihm Gott gibt unter der Sonne.

Darum ist denn also das gute Theil auf dieser armen Erde, daß man sich nicht niederdrücken läßt weder von dem Wehe, das von ungerechten Herrschern kommt, noch von irgend einem andern Uebel dieser Zeit, sondern den Honig saugend aus allen Blumen fromm und dankbar dasjenige Gute genießt, was Gottes Mildigkeit immer noch in den Schooß schüttet. So ganz düster ist doch kein Menschenleben, daß auch nicht ein einziger Sonnenstrahl hineinscheinen sollte; es kommt nur darauf an, einen erkenntlichen Sinn zu haben und, wenn man ihn nicht hat, sich ihn zu erbitten, so wird man auch unter Druck und Elend so viel zu danken haben, daß man nicht Zeit behält zu Nagen. Es ist eine Kunst, aber man lernt sie in der Schule des heiligen Geistes, auch das Geringste dankbar und mit Freuden aus Gottes Händen hinzunehmen. Die Kinder können unsre Lehrmeister hierin sein; mit wie Wenigem und Winzigem sind sie zufrieden gestellt, und wie dankbar streicheln sie der Mutter Wangen für die unbedeutendste Freundlichkeit. In unsern Tagen sind auch Gläubige oft so sehr mürrisch und der kindliche Sinn, der sich an Geringem herzlich erfreut, ist so sehr selten. Um so mehr ist unsern Zeitgenossen das Lesen, Bedenken und Erwägen des Predigers Salomo anzurathen; er kommt wieder und immer wieder auf dies Eine zurück: Wie es Gott füget, daran mir genüget! Herr, laß an Deiner Gnade uns genügen!

V. 16. 17. Ich gab mein Herz, zu wissen die Weisheit und zu schauen die Mühe, die auf Erden geschiehet, daß auch einer weder Tag noch Nacht den Schlaf siehet mit seinen Augen. Und ich sahe alle Werke Gottes (besser: das ganze Werk Gottes), denn (besser: daß) ein Mensch kann das Werk nicht finden, das unter der Sonne geschiehet; und je mehr der Mensch arbeitet zu suchen, je weniger er findet. Wenn er gleich spricht: Ich bin weise und weiß es, so kann er es doch nicht finden.

Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit einem Hinweis auf die Unmöglichkeit der vollständigen Erkenntniß des Werkes Gottes auf Erden. Kein Mensch kann in seiner Totalität erkennen, was unter der Sonne geschiehet. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; erst in einer vollkommneren Welt werden wir es erkennen, gleichwie wir erkannt sind. Darum soll man doch ja das unfruchtbare Theoretisieren lassen und dem praktischen Rathe folgen, der vorher gegeben ward: Alles der Fürsorge des allwaltenden und allweisen Gottes überlassen und mit fröhlichem Herzen nehmen und mit Dankbarkeit genießen, was Gott uns gibt, es sei viel oder wenig, köstlich oder gering. Den Menschen gibt man durch Geben, Gotte gibt man durch Nehmen und Danken. Das ist die Summa der Meinung des Predigers, wie Luther sie einmal angibt: daß keine höhere Weisheit ist auf Erden unter der Sonnen, denn daß ein Jeder sein Amt in Gottesfurcht mit Fleiß thue und darum sich nicht ängste, ob es nicht gehet, wie er gern wollte, sondern gebe sich zufrieden, lasse in allen großen und kleinen Sachen Gott walten.

Gib dich zufrieden und sei stille
In dem Gölte deines Lebens;
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell und deine Sonne,
Scheint täglich hell zu deiner Wonne.
Gib dich zufrieden.

Es kann und mag nicht anders werden,
Alle Menschen müssen leiden;
Was webt und lebet auf der Erden,
kann das Unglück nicht vermeiden.
Des Kreuzes Stab schlägt unsre Lenden,

Bis in das Grab, da wird sich's enden.
Gib dich zufrieden.

Amen.

Neuntes Kapitel

Ein neues Lied von der Eitelkeit der Dinge und zugleich ein neues Lied von der wahren Weisheit zur Gottseligkeit, die allein die Wunden heilt, die der Schmerz über die Eitelkeit dem nachdenklichen Gemüthe schlägt. Der Prediger tritt zurück auf den Standpunkt der einseitigen, vernünftigen Welt- und Zeitbetrachtung, auf dem die meisten seiner Zeitgenossen standen. Er zeigt, wie das Leben, von diesem Standpunkte aus betrachtet, eitel und elend ist. Statt nun aber daraus den Schluß zu ziehen, der in der thörichten Welt gang und gäbe ist, daß es am besten sei, die Frömmigkeit fahren zu lassen und zu leben, als ob keinen Gott und keine Ewigkeit gebe, zieht er in kühner und geistvoller Weise den Schluß, daß es am gescheidtesten ist, wenn ein Jeglicher in seinem kleinen, von Gott ihm zugewiesenen Kreise, fröhlich und gottergeben schafft und wirkt. Eignet sich Israel, das jetzt unter Druck und Elend sich härmt, diese wahrhaft israelitische Lebensanschauung an, so geht es einer lichten und glorreichen Zukunft entgegen. In trüben und dunklen Zeiten kann man nichts Besseres thun, als die Lichtfünklein, die auch da noch zu finden sind, hervorsuchen und sich ihrer freuen und in diesem Lichte die Hände fromm falten und fleißig rühren.

V. 1. Denn ich habe solches Alles zu Herzen genommen, zu forschen das Alles, daß Gerechte und Weise sind und ihre Unterthanen in Gottes Hand. Doch kennet kein Mensch weder die Liebe, noch den irgend eines, den er vor sich hat.

Die berichtigte Uebersetzung dieses Verses lautet: Fürwahr das Alles habe ich zu Herzen genommen, damit ich es Alles klärlich verstehen möchte, daß die Gerechten und die Weisen und ihre Werke in der Hand Gottes sind; aber Liebe oder Haß weiß der Mensch nicht aus alledem, was vor seinem Angesichte ist. Der Prediger hat Alles, was ihm anzusehn möglich war, angesehen und in seinem Herzen mit Ernst erwogen, um zu erforschen, ob die Vernunft es aus den irdischen Verhältnissen und Begegnissen mit schlagenden Gründen beweisen könne, daß der fromme Weise mit Allem, was er ist und hat, in Gottes schützender und segnender Hand stehe; er hat erkennen müssen, daß der Vernunft ein solcher Beweis unmöglich ist. Die Vernunft näm-

lich stehet nur, was vor Augen ist; und aus dem, was vor Augen ist, läßt sich nicht erkennen, wer von Gott geliebt, wer von ihm gehaßt wird. Es wäre eine Tollheit und Thorheit, aus dem äußerlichen Ergehen auf Erden auf die Stellung der Einzelnen bei Gott zu schließen und etwa zu sagen: Weil der reiche Mann reich ist, so ist er ein Kind Gottes; weil Lazarus arm ist und voller Schwären, so ist er ein Kind des Zornes. Daß das, was der Vernunft äußerlich zu beweisen unmöglich ist, dem Glauben längst innerlich bewiesen ist, hatte der Prediger erst kurz zuvor gesagt: Ich weiß doch, daß es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten 8, 12. Hier und in den folgenden Versen redet er nicht aus dem Glauben, sondern aus der Vernunft, die nur merket, was vor Augen ist, um zu zeigen -: daß die verständige rein natürliche Betrachtung der eiteln Dinge schließlich auch zu dem Resultate führen muß, daß das Rätlichste ist für den Menschen, so lange er lebt, die Gegenwart auszukaufen und fromm sich dessen zu erfreuen, was Gott bescheert. So gottgemäß nun auch dieses Resultat ist, wie es V. 7-10 beschrieben wird, so wenig können doch die vorangehenden Auslassungen der Vernunft dem gläubigen Gemüthe genügen. Es ist von vorn herein für das rechte Verständniß festzuhalten, daß von V. 2 - 6 hin nicht Glaubenssätze gesagt werden, auch nicht im Mindesten gesagt werden sollen, sondern Aussprüche, wie sie aus der einseitigen Betrachtung der unerleuchteten Vernunft hervorgehn.

V. 2. Es begegnet Einem, wie dem Andern, dem Gerechten, wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen, wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert. Wie es dem Guten geht, so gehet es auch dem Sünder. Wie es dem Meineidigen geht, so gehet es auch dem, der den Eid fürchtet.

Die Vernunft fragt bei Allem: Was bringt es ein? und siehe, Gerechtigkeit und Tugend scheint ihr auf Erden nichts einzubringen; denn ob Einer gottlos oder gottselig lebe, es errettet ihn das nicht weder vom Leiden, noch vom Sterben und in die Grube fahren. Dies „Es gehet Einem wie dem Andern“ war eine Sache, die den alttestamentlichen Frommen sehr viel zu schaffen machte. Der scheinbare Widerspruch zwischen Gottes Wort und Gottes Weltregierung beschäftigte die Gedanken der Frommen oft, sie lösten ihn nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Glauben, in welchem sie sprachen: Nur Gottes sein, dann ist das Leben, auch trotz aller Wirren des Augenscheins, ewig gesichert. Hier aber wird nicht aus dem Glauben, sondern nur aus der Vernunft geredet.

V. 3. Das ist ein böses Ding unter Allem, das unter der Sonne geschiehet, daß es Einem gehet, wie dem Andern; daher auch das Herz der Menschen voll Arges wird und Thorheit ist in ihrem Herzen, dieweil sie leben; darnach müssen sie sterben.

Eine traurige Thatsache der alltäglichen Erfahrung. Das: „Es gehet Einem, wie dem Andern“ verleitet Tausende, es zu machen Einer wie der Andre, mit einem thörichten und tollen Herzen das Leben zu versäumen und zu verträumen. „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt,“ das ist zu allen Zeiten die Parole des großen Haufens gewesen.

V. 4. Denn bei allen Lebendigen ist, das man wünschet, nämlich Hoffnung; denn ein lebendiger Hund ist besser, wede ein todter Löwe.

Das erste Glied dieses Satzes heißt: Denn wer ist ausgenommen? Bei allen Lebendigen ist Hoffnung. Wenn Hoffnung nicht wär', so lebt' ich nicht mehr, sagt ein deutsches Sprüchwort; Hoffnung ist eine tröstliche Mitgift für den Menschen noch im Paradiese her. Es ist hier gar nicht die Rede von der aus der Gnade stammenden, gewissen Hoffnung auf den lebendigen Gott, sondern von dem allgemeinen, natürlichen Hoffen aller Menschen, da der Mensch das hofft, was er wünscht. So lange der Mensch noch lebt, kann er auch noch hoffen; mit dem Tode aber - so schließt die Vernunft aus dem Augenschein, ist alles Hoffen zu Ende. Das Gleichniß im zweiten Gliede des Verses soll die Eitelkeit des dem Tode verfallenen menschlichen Wesens vom Standpunkte der Vernunft aus in's Licht stellen: Der Hund steht als Bild des Geringen, Werthlosen; der geringste Genuß des Lebens ist mehr werth, als die durch den Tod vereitelte Herrlichkeit.

V. 5. 6. Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden; die Todten aber wissen nichts, sie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Gedächtniß ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet und haben kein Theil mehr auf der Welt in Allem, das unter der Sonne geschiehet.

So sieht die vom Geiste Gottes verlassene Vernunft, so sieht die thörichte, tolle Welt das Leben und das Sterben an. So unselig auch ein Leben ist, man weiß doch, daß man lebt, freilich auch, daß man sterben muß; aber wer schon gestorben ist, weiß gar nichts mehr, weder daß er gelebt hat, noch daß er todt ist, und verdient auch nichts mehr, eigentlich: er hat auch keinen Lohn weder für Gutes, noch Böses, das er auf Erden gethan, und ist ausgeschlossen vom Gedächtniß und der Theilnahme der Lebendigen. Diese trostlose Anschauung vom Jenseits ist eine echt heidnische; auch den alten

Griechen war ein Tagelöhnerleben auf Erden etwas Wünschenswertheres, als das Leben eines Helden in der Todtenwelt. Auch das moderne Heidenthum mitten in der Christenheit hat die alte heidnische Lehre wieder aufgewärmt, daß mit dem Tode Alles aus sei, und seine Jünger geben für eine Stunde zeitlicher Lust die ganze Ewigkeit mit ihren Seligkeiten dran. Ein Allvater hat doch einmal den allgemeinen Sinn dieser zwei Verse sehr trefflich zu weiser Lehre benützt. Ein Jüngling fragte ihn, was das doch heiße, „der Welt gekreuzigt sein.“ Geh' hinaus, sagte der Alte, auf den Kirchhof, rufe den Todten und sprich: Kommt heraus, es ist liebliche Maienzeit, der Himmel ist blau, und die Vöglein singen! Der Jüngling ging hin, und als er zurückkam, fragte der Altvater: Was haben sie geantwortet? Nichts! entgegnete der Jüngling. Geh' wieder hin, gebot der Alte, rufe den Todten und sprich: Es steht ein Wetter am Himmel, macht euch auf und eilet, daß ihr unter Dach kommt, denn es wird bald losbrechen. Der Jüngling that, wie ihm geboten war, und brachte wieder die Botschaft zurück, die Todten hätten nichts geantwortet. Da sagte der Alte: So gehe wieder hin und lobe die Todten, und wenn sie nicht hören, so schilt sie! Ach, mein Vater, sagte der Jüngling, das wird auch vergeblich sein, sie werden mir auf Beides wieder nichts antworten. Da sagte der Alte: Siehe, mein Sohn, nach der Welt Lust und Traurigkeit, Locken und Drohen, Loben und Schelten gerade so wenig fragen, als die Todten, das heißt: „Der Welt gekreuzigt sein.“

V. 7. So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth; denn dein Werk gefällt Gott.

Es gehet Einem wie dem Andern - kurz ist das Leben - was jenseits des Grabes liegt, ist dunkel -, der Prediger hat dies Alles zugegeben, den Vernünftigen ein Vernünftiger werdend, um nun desto williger Gehör zu finden mit seiner Anempfehlung des frommen und genügsamen Genusses der Gaben Gottes. Ist Alles so eitel auf Erden, wie es einmal ist, und kann doch das Herz nicht loskommen von dem Gedanken eines Gottes von ewiger Güte und Gerechtigkeit, dann ist es doch in der That das Gescheidteste, sich das Leben nicht noch durch Sünden oder unfruchtbares Grübeln elender zu machen, als es schon ist, sondern vielmehr mit frommem Fleiß um sein täglich Brot zu wirken - ein Wirken, das in sich selbst das Zeugniß des Wohlgefallens Gottes hat - und mit dankbarer Freude sein täglich Brot zu genießen.

V. 8. Laß deine Kleider immer weiß sein und laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln.

Weiß ist die Farbe des Lichtes, des Lebens, der Freude; in Weiß, als in einen Abglanz der himmlischen Herrlichkeiten, kleiden sich die Engel, wenn sie auf Erden erscheinen; weiß als ein Licht waren die Kleider des Menschensohnes auf dem Berge der Verklärung; weiß war bei der priesterlichen Kleidung wenigstens die Grundfarbe. Das weiße Kleid versinnbildet daher hier die freudige Herzensstimmung, den ungebrochenen Lebensmuth mitten in der Eitelkeit der Dinge. Das Salben des Hauptes war und ist im Morgenland eine tägliche, mit dem Waschen und Baden verbundene Sitte; es wurde nur unterlassen zum Zeichen der Trauer und Buße. Soll also dem Haupte die Salbe nicht mangeln, dann muß das Herz alle träge Erschlaffung, allen Murrsinn, alle trübe Niedergeschlagenheit aufgeben. Der Prediger predigt in diesen Versen in der Sprache seiner Zeit das: Weicht ihr Trauergeister! Diese Mahnung aber, war sie schon in den alttestamentlichen Zeiten der Vorbereitung berechtigt, so ist sie um so viel mehr an ihrer Stelle in den neutestamentlichen Zeiten der Erfüllung. Kopfhängern und Düstensehn ziemt denen am allerwenigsten, denen die große Freude der Erlösung durch Jesum Christum widerfahren ist. Die innerliche Kleidung eines Christenmenschen muß immerdar weiß sein, und seinem Herzen darf nie die Salbung mit dem Freudenöle fehlen. Warum sollt' ich mich denn grämen? Hab' ich doch Christum noch, wer will mir den nehmen? Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben?

V. 9. brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, so lange dein eitel Leben währet; denn das ist. dein Theil im Leben und in deiner Arbeit, die du thust unter der Sonne.

Das eheliche Leben voll wahrer Liebe, eine fröhliche, fromme Häuslichkeit ist ebenfalls eine Gottesgabe, die das arme eitle Leben ertragen hilft. Der ganze Jammer der Welt verliert ein gut Theil seines Schrecklichen für den, der zwischen seinen eignen vier Wänden ein glückliches Familienleben führt in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Das hat vor Allen Dr. Luther verstanden, der nicht nur ein Kirchenvater, sondern auch ein Hausvater war; er sagte: Es dünkt mich, daß das lieblichste Leben sei ein mittelmäßiger Hausstand, leben mit einem frommen, willigen, gehorsamen Weibe in Fried'

und Einigkeit und sich mit Wenigem genügen lassen, zufrieden sein und Gott danken!

V. 10. Alles, was dir zu Händen kommt zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da du hinfährest, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.

In dieser Mahnung gipfelt die Lebensweisheit, die der Verfasser in diesem Kapitel lehrt. Statt müßiger, trübseliger Niedergeschlagenheit ein frisches Fortwandeln auf dem Pfade der täglichen Pflichterfüllung! Die Zeit ist kurz, der Arbeit viel, der Meister drängt; Jeder hat nur seinen einzigen Lebenstag für sein Tagewerk, den er benutzen muß; ist dieser Tag zu Ende, so kann er nicht mehr wirken. Es kommt das mit dem Wort des Herrn Joh. 9 überein: „Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann“ Und mit dem Wort des Apostels Eph. 5, 16 (nach richtiger Uebersetzung): Kaufet die Zeit aus. Es sind solche Mahnungen auch für die Christen unsrer Tage sehr beherzigenswerth. Wenn gläubige Leute nichts zu thun haben - und das ist immer ihre eigene Schuld, denn Gott gibt in diesem Leben Jedem genug zu thun -, dann fallen sie auf allerlei unnütze Grübeleien und Selbstquälereien, mit denen sie sich und Anderen das Leben sauer machen. Es ist eine alte seelsorgerliche Erfahrung, daß sich bei demjenigen Gläubigen, die im Schweiß ihres Angesichts Tag aus Tag ein arbeiten, das Glaubensleben viel gesunder und normaler entwickelt, als bei denjenigen, die lässige Hände haben. Vom Werthe dieser Lebenszeit und von der Verpflichtung, sie zu benützen und auszukaufen, handeln denn auch nun noch die folgenden beiden Verse:

V. 11. 12. Ich wandte mich und sähe, wie es unter der Sonne zugehet, daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein; daß Einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne; sondern Alles liegt an der Zeit und Glück. Auch weiß der Mensch seine Zeit nicht; sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hamen und wie die Vögel mit einem Strick gefangen werden, so werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt.

Alles unüberlegte, übereilte Zufahren im Handeln ist allerdings vom Uebel, dahingegen das frische Benützen des Augenblicks unter dem Erbeten und Erharren des göttlichen Segens, an dem Alles gelegen, recht und werthvoll. „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah; lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da.“ Der Hamen ist ein beutel-

förmiges Netz zum Fischfang. Die Fische, mit verderblichem Netze gefangen, die Vögel, durch Vogelsteller jäh berückt, sind das Bild sorgloser Menschen, die in ihrer Sicherheit, in ihrem Leichtsinn, ohne die Lebensaufgabe, die Gott ihnen gestellt, gethan zu haben, vom Tode überfallen werden. Es ist Weisheit, bei der Ungewißheit des Lebens, jeden Augenblick wohl zu benutzen durch thätigen Fleiß. Wer solches thut, wird den Schmerz über die Eitelkeit des Lebens am nachhaltigsten überwinden. Bis Hieher hatte der Prediger gemahnt, nun schließt er mit einem kräftigen Tröste.

V. 13-16. Ich habe auch diese Weisheit gesehen unter der Sonne, die mir groß däuchte, daß eine kleine Stadt war und wenig Leute darinnen, und kam ein großer König und belegte sie und baute große Bollwerke darum, und ward darin gefunden ein armer, weiser Mann, der dieselbe Stadt durch seine Weisheit konnte erretten, und kein Mensch gedachte desselben armen Mannes. Da sprach ich: Weisheit ist ja besser, denn Stärke. Doch ward des Armen Weisheit verachtet und seinen Worte nicht gehorchet.

Es ist das wohl nicht „eine Geschichte aus damaliger Zeit, deren Details wir nicht mehr kennen,“ wie etliche Ausleger gemeint haben, sondern ein Gleichniß. Israel, das arme, verachtete Israel, wenn es sich nur den vom Prediger bezeichneten Schatz gottseliger Lebensweisheit bewahrt, darf sich nicht fürchten vor den großen Bollwerken seiner Feinde, der heidnischen Gewalthaber, so sehr diese auch lachen und spotten mögen; denn Weisheit ist besser als Stärke. So soll auch die werthe Christenheit, die oft der Elenen gleicht, über die alle Wetter gehen, sich nicht fürchten vor der Welt und ihrer zeitweiligen Gewalt. Die kleine Minorität wird und muß wegen der göttlichen Schätze, die sie mit sich trägt, zu seiner Zeit siegen über die große Majorität, die sich jetzt so breit macht. Verzage nicht, o Häuflein klein, obschon die Feinde willens sein, dich gänzlich zu verstören und suchen deinen Untergang, davor dir wird recht angst und bang: es wird nicht lange währen!

V. 17. Das machet, der Weisen Worte gelten mehr bei den Stillen, denn der Herren Schreien bei den Narren.

Wörtlich: Aber die Worte des Weisen mit Ruhe gehört sind mehr, denn das Schreien des Herrschers unter den Narren. Mag der Starke auch noch so laut schreien und prahlen und mag er selber wähen: je lauter, desto besser - die stille Weisheit zur Gottseligkeit, die echte, israelitische Frömmigkeit wird und muß den Sieg erhalten.

V. 18. Denn Weisheit ist besser, denn Harnisch, aber ein einiger Bube verderbet viel Gutes.

Wörtlich: Weisheit ist besser, als Kriegsgeräth; und ein Sünder verdirbt viel Gutes. Die Weisheit siegt, die Narrheit richtet sich selbst zu Grunde. Recht muß doch Recht bleiben, Unrecht kann doch nicht gedeihen. Einst wird das wahre Israelitenthum siegen über alles freche Heidenthum. Das Christenthum ist dieser Triumph des Israels rechter Art. Ein wunderbares Kapitel, es hebt im höchsten Elend an und endet mit der Weissagung auf ein seliges Ende. Man muß es rückwärts lesen, um es recht zu verstehen. Der Prediger Salomo predigt anders, als die Prediger unsrer Tage; er scheint oft die Grenzen des geistlichen Anstandes fast zu überschreiten; aber es ist nur Schein. Er predigt wohl kühn, aber dennoch fromm, und das Ziel aller seiner Predigten ist immer das Eine: Laß dir an Gottes Gnade genügen! Amen.

Zehntes Kapitel

Die Thorheit und die Weisheit, die Gottlosigkeit und die Gottseligkeit, werden in diesem Kapitel geschildert nach ihren auswendigen Erfolgen, nach ihrem inneren Werthe, nach ihrem endlichen Ausgang. Die Thorheit macht sich breit auf Erden, die Weisheit muß sich dem gegenüber in Gelassenheit üben V. 1-4. Die Thorheit kommt in der Welt oft zu hohen Ehren, die Weisheit muß im Staube kriechen, es sieht fast so aus, als sei die Weltordnung aus den Fugen gerathen; allein die Thorheit gräbt sich ihr eignes Grab und unterliegt im Siegen V. 5-9. Die Thorheit verdirbt sich das Leben, die Weisheit schmückt das Leben V. 10-15. Es geht einem Lande wohl, in dem die Weisheit auf dem Throne sitzt, es ist ein Land voll Jammer und Herzeleid, wo die Thorheit das Regiment führt, dennoch soll der leidende Weise die gekrönte Thorheit nicht lästern, sondern still auf das letzte, selige Ende warten. V. 16-20. Dieser letzte Abschnitt ist die praktische Spitze des ganzen Kapitels, das deswegen mit dem achten Kapitel viel Aehnlichkeit und Berührung hat; es kommt dem Prediger hier wie dort vor Allem darauf an, sein unter dem Drucke heidnischer Tyrannei schmachtes Volk zu trösten und zu belehren. Das ganze Kapitel ist eine Perlenschnur von Sprüchen, die alle in der Mahnung zusammenstimmen: Armes Zion, traure nimmer, über deiner Mauern Trümmer glänzt der Hoffnung goldnes Licht.

V. 1. Also verderben die schädlichen Fliegen gute Salben. Darum ist zuweilen besser Thorheit, denn Weisheit und Ehre.

Nach dem Grundtext: Verderbliche Fliegen machen stinkend das Würzöl des Salbenbereiters; so ist gewichtiger als Weisheit und Ehre ein wenig Thorheit. Die Verunreinigung des Würzöls durch die Maden gewisser Fliegen, der Schmeißfliegen, steht als Bild eines Menschen, der mit wenig Thorheit viel verunreinigt. Die Thorheit nach ihrer gefährlichen und raschen Wirkung wird gekennzeichnet. Während ehrenvolle Weisheit langsam, aber segensreich wirkt, wirkt ein wenig Thorheit rasch, aber zum Verderben. Die Geschichte von Rehabeam, der sich durch die jungen Thoren und nicht durch die alten Weisen rathen ließ, kann zum Beweise dienen. Es kommt dieser Gedanke auf das hinaus, was Paulus 1 Cor. 5, 6. 7 sagt: Euer Ruhm ist nicht fein; wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert? Darum feget den, alten Sauerteig aus!

V. 2. Denn des Weisen Herz ist zu seiner Rechten; aber des Narren Herz ist zu seiner Linken.

Die rechte Hand bezeichnet die Kraftfülle, die Ehre, das Glück; die linke Hand versinnbildet die weniger günstige, die böse, unglückliche Seite. Während das Tichten und Trachten des Weisen auf das wahre Glück geht, läuft des Narren Sinnen und Beginnen auf Unheil hinaus. Der Herr wird einst die wahrhaft Weisen als Schafe auch zu seiner Rechten stellen und die Narren als Böcke zu seiner Linken. Wohl dem, der frühe lernt den Unterschied von dem ewigen Rechts und dem ewigen Links, zu vermeiden die Wege, die linksab zum Verderben führen, und zu wandeln auf der rechten Bahn, deren Ende zur Rechten des Sohnes Gottes ist.

V. 3. Auch ob der Narr selbst närrisch ist in seinem Thun, doch hält er Jedermann für Narren.

Wörtlich: Auf welchem Weg der Narr gehe, fehlet's im Herzen; dennoch hält er Jedermann für Narren.,, Der Wege, die linksab führen, sind viele, der Weg des Geizes, der Weg der Wollust, der Weg pharisäischer Gerechtigkeit u. s. w. Es ist daher äußerlich unter den Narren d, i. Gottlosen ein vielfacher Unterschied. Aber so verschieden auch die Wege der Gottlosen sind, darin sind sie sich gleich, daß das Her; auf ihnen nicht zum Frieden kommt - „so Viele gehn umher und suchen mit wildverzerrtem Angesicht; sie heißen immer sich die Klugen und finden unsern Schatz doch nicht.“ Dennoch kann der Narr das Rühmen nicht lassen; mit der Thorheit geht die Einbildung Hand in Hand; der Narr sieht alle Andern für thöricht an, weil sie nicht sind, wie er. Bietet dafür nicht unsre eigne Gegenwart der Belege genug?

Die Gott und Jesum Christ verachten und das Leben suchen auf selbstgemachten Wegen, sehn in der Regel hoch herab auf das kleine Häuflein der Gläubigen, die in Jesu Christo Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit haben, als wäre es eine Schaar von bedauernswerthen Thoren. „Paule, du rasest!“ das müssen Leute, die Pauli Glauben und Pauli Frieden haben, wer weiß wie oft von denen hören, die weder Glauben, noch Frieden haben und das, was ihrem Herzen fehlt, vergebens zu ersetzen suchen durch die Dinge dieser vergänglichen Welt.

V. 4. Darum, wenn eines Gewaltigen Trotz wider deinen Willen fortgehet, so laß dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillet groß Unglück.

Wörtlich: Wenn der Zorn eines Gewaltigen sich wider dich erhebet, so weiche nicht von deinem Platz; denn Nachlassen stillet große Sünden. Es ist wohl eine schwere Aufgabe für einen Weisen, der sich aufblähenden und gewalthätigen Thorheit gegenüber die Seelenruhe zu bewahren; und zumal wenn die herrschende Thorheit und thörichte Herrschaft persönlich wird, zu thätlichen Angriffen übergeht, so ist die Versuchung zur Reizbarkeit drohend. Aber es wäre der Weisheit zur Gottseligkeit sehr unwürdig, dem Zorn mit Zorn, der Leidenschaftlichkeit mit Leidenschaftlichkeit zu begegnen. Es wäre ihr auch sehr schädlich, sie würde die Thorheit nur zu noch größeren Sündenausbrüchen veranlassen und sich selbst die Leiden verdoppeln und verdreifachen. Es gilt darum, auch durch die stärksten Anreizungen thörichter Gewalthaber sich nicht von seinem Platze drängen zu lassen, und dieser Platz ist nichts anderes als die Gemüthsverfassung, da man mit David spricht Psalm 62, 2. 3: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft; denn er ist mein Hort, meine Hülfe, mein Schutz, daß mich kein Fall stürzen wird, wie groß er ist.“ Ein noch erhabeneres Vorbild, als David, gewährt der, der Davids Sohn und Davids Herr ist, das Lamm Gottes unschuldig, am Stamm des Kreuzes geschlachtet, allzeit erfunden geduldig, wiewohl er war verachtet. Das Nachlassen ist die fromme Gelassenheit; sie verhütet große Sünden der Thoren und der Weisen, der Thoren, daß sie nicht Frechheit auf Frechheit häufen, der Weisen, daß sie nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Wir merken, es ist nicht eine oberflächliche Frömmigkeit, sondern eine innige, herzliche, überall Gottes Hand sehende und unter Gottes Hand demüthig sich beugende Frömmigkeit, die der Prediger dem leidenden Volke Gottes anpreist und empfiehlt, ein Ideal, nach dessen Verwirklichung die leidenden Frommen aller Zeiten zu ringen haben. Wohl uns, wenn auch wir gerne von dem Prediger des alten Bundes lernen, unsre Seele auch unter den mißlich-

ten Verhältnissen still in Gottes Herz und Hände zu senken. Der Herr mache uns Allen diesen weisheitsreichen Vers zu einem Wanderstab und Wegweiser unter den Mühseligkeiten dieses Lebens. Die Bildung des Willens ist der eigentliche Mittelpunkt aller Heiligung der Gläubigen; und die Tage unsers Leidens haben ein Ende an dem Tage, wo wir keinen eignen Willen mehr haben.

V. 5. Es ist ein Unglück, daß ich sahe unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist.

Es ist zu übersetzen: Es ist ein Unglück, daß ich sahe unter der Sonne und sieht aus wie ein Fehler, welcher ausgehet von dem Herrscher. Auf Erden steht oft das Unterste zu oberst, und es sieht aus, als ob der himmlische Herrscher Fehler machte in seiner Weltregierung. So sah es vor andern Zeiten in den Zeiten des politischen Elends Israels aus; da war eine Umkehr aller Verhältnisse. Israel, das königliche Volk, lag am Boden, und die eine Königin unter den Heiden sein sollte, mußte dienen. Aber auch von unsrer Zeit zeugt ein Dichter: O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen, das Böse schwillt, das Gute senkt sich nieder. Immer aber sieht so etwas nur wie ein Fehler der Vorsehung aus, nämlich für den kurzsichtigen Verstand; der Glaube weiß, daß trotz der widersprechendsten äußeren Erscheinungen doch der Allweise nie fehlen kann; Er sitzt im Regimente und führet Alles wohl.

V. 6. 7. Daß ein Narr sitzt in großer Würde und die Reichen hienieden (danieder) sitzen; ich sahe Knechte auf Kosten und Fürsten zu Fuße gehn, wie Knechte.

Zwei Verse, die die Gräuel der Revolutionen handgreiflich schildern; da werden die Knechte zu Herren und die Herren zu Knechten; weil aber die Knechte wohl Knechtsdienste, aber nicht Herrendienste verstehen und umgekehrt die Herren wohl als Herren, aber nicht als Knechte zu leben gelernt haben, so geht Alles drunter und drüber. Wo sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn. Der nächste Sinn der Verse aber geht nicht auf die Zukunft, sondern auf die Gegenwart des Verfassers. Knechte herrschten über Israel, und war Niemand, der von ihrer Hand errettete. Aber schon waren die Tage der herrschenden Thorheit gezählt; es sollte die Zeit kommen, in welcher auch Israels Dränger heimgesucht wurden: darauf geht das Folgende.

V. 8. Aber wer eine Grube macht, der wird selbst darein fallen; und wer den Zaun zerreißt, den wird eine Schlange stechen.

Der erste Theil unseres Verses wird oft als „deutsches Sprüchwort“ angeführt von denen, die die Bibel seit ihren Kinderjahren nicht mehr gelesen haben. So manches Wort der Bibel ist in die Volkssprache übergegangen, ohne daß diejenigen, die es anwenden, seines biblischen Ursprungs eingedenk sind; auch die unglubigsten Bibelverchter bedienen sich oft, ohne daß sie es wissen und wollen, biblischer Worte. Der Sinn dieses Verses geht zunächst auf die thörichten d. i. gottlosen Heiden, die damals Israel bedrängten; sie gruben die Grube für Israel und sollten selbst hineinfallen; sie zerstörten den Zaun des Rechtes, aber reizten damit die Schlange der vergeltenden, göttlichen Gerechtigkeit, daß sie von ihr gestochen wurden. Israel soll nicht verzagen, sondern nur gottergeben ausharren, so wird eine große Wendung der Dinge eintreten, die Gottseligkeit wird triumphieren, die Thorheit in ihren eignen Netzen gefangen werden. Das ist dann aber zugleich auch eine allgemeine Wahrheit für alle Seiten. Die Freude und der Trotz der Welt ist nur ein Flackerfeuer, das zwar heftig genug auflodern kann, aber schnell verlischt.

V. 9. Wer Steine wegwlzt, der wird Mühe damit haben (der hat Schmerzen davon), und wer Holz spaltet, der wird davon verletzt werden.

Das Wegräumen der Steine, das Spalten des Holzes ist das Bild eines gewaltsamen und gefährlichen Handwerks. Ein solches Handwerk hatten die heidnischen Dränger, unter deren Druck Israel damals seufzte, nun seit Jahren getrieben; sie konnten und sollten auch den Folgen ihrer thörichten Handlungsweise nicht entgehn. Wo die Gewalt der Herr ist, da ist die Gerechtigkeit Knecht, aber Gewalt wird nicht alt, und böser, Gewinn fhrt bald dahin.

V. 10. Wenn ein Eisen stumpf wird und an der Schmiede ungeschliffen bleibt, muß man es mit Macht wieder schärfen; also folget auch Weisheit dem Fleiß.

Wörtlich: Wenn ein Eisen stumpf wird und die Schneide ungeschliffen bleibt, muß man mehr Kräfte anstrengen; und der Vortheil, ein Ding recht zu machen, ist die Weisheit. Die Weisheit fat den Zeitpunkt wohl in's Auge, wo Besserung noth thut; die Thorheit wirkt in's Gelag hinein. Das Eisen ist das Leben, die Schneide als der edelste Theil ist das Herz; der Weise läßt sein Herz täglich durch Gottes Wort schleifen, der Narr lebt mit ungeschlif-

fenem Herzen in den Tag hinein und bekommt's dadurch immer saurer; immer mehr verlieren sich bei ihm die Kräfte, der Sünde zu widerstehen; immer tiefer sinkt er in Schuld und Unheil.

V. 11. Ein Schwätzer ist nichts besser, denn eine Schlange, die unbeschwo- ren sticht.

Wörtlich: Wenn eine Schlange sticht ohne Beschwörung, so ist der Beschwörer ohne Nutzen. Der Sinn ist: Die Thorheit versäumt immer den günstigen Augenblick etwas zu thun, und wenn sie's thut, so ist's zu spät. Die Schlangenbeschwörer verstanden die Kunst, den Biß der Schlangen unschädlich zu machen und ihnen das Gift zu nehmen. Diese Kunst ist vergeblich, wenn die Schlange sticht, ehe sie der Beschwörer unschädlich gemacht hat. So ist das Leben in Thorheit ein vergebliches Leben, weil es die Zeit nicht bewerthet. Heut' lebst du, heut' bekehre dich, eh' morgen kommt, kann's ändern sich.

V. 12. Die Worte aus dem Munde eines Weisen sind holdselig, aber des Nar- ren Lippen verschlingen denselben.

Der Weise redet Worte gut zu hören; der Narr redet thörichtes Zeug, das schließlich selbst gegen ihn zeugt und zu Grunde richtet. Der Weiseste der Weisen ist Jesus Christus, denn siehe bei ihm ist mehr, als Salomo. Darum heißt es in dem messianischen Psalme 45, 3 von seinen Lippen: Du bist der Schönste unter den Menschenkindern; holdselig sind deine Lippen. Ein Vorbild hat er uns gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen. Darum mahnt der Apostel Ephes. 4, 29: Lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehn, sondern was nützlich zur Besserung sei, da es noth thut, daß es holdselig sei zu hören.

V. 13. 14. Der Anfang seiner Worte ist Narrheit und das Ende ist schädliche Thorheit. Ein Narr macht viele Worte: denn der Mensch weiß nicht, was ge- wesen ist, und wer will ihm sagen, was nach ihm werden wird?

Malerische Darstellung der thörichten Thorheit, die verkehrt ist nach Anfang, Mittel und Ende. Je weniger der Thor weiß, desto wortreicher pflegt er zu schwätzen; denn wo die Begriffe fehlen, stellt so leicht ein Wort sich ein. Es hat einmal ein Weiser gesagt: „Wenn du redest, so laß den Andern glauben, daß er auch Verstand habe; darum sei kurz!“ Ein Narr handelt gegen diese goldne Regel täglich mehr als zehnmal.

V. 15. Die Arbeit der Narren wird ihnen (dem) sauer, weil man (der) nicht weiß in die Stadt zu gehen.

Weil sie die rechte Straße zur Rede der Weisheit nicht kennen, so wird den Narren ihre Arbeit sauer, beschwerlich, drückend; sie häufen in ihrem Leben so viele thörichte Worte, daß sie schließlich selbst unter der Last ihrer Worte erliegen. Die Stadt steht offenbar bildlich und kann dem Zusammenhange nach nichts Anderes sein, als die Weisheit, speciell die weise Rede. Den Kindern des neuen Bundes aber mag es unbenommen sein, bei andächtiger Erwägung dieses alttestamentlichen Verses auch an die Stadt mit den goldenen Gassen, an das obere Jerusalem, zu denken. Alle, die diese Stadt nicht kennen und den Weg nicht, den schmalen Weg, der zu ihr führt, haben saure Arbeit auf Erden und keinen Verdienst, sind Thoren, die auf falschen Wegen wandeln und das Ziel ihrer Berufung nimmermehr erreichen. Der Gottlose hat viele Plage; wer aber auf den Herrn hoffet, den wird die Güte umfassen.

V. 16. Wehe dir Land, daß König ein Kind ist und dessen Fürsten frühe speisen.

Ein Kind ermangelt noch der rechten Weisheit; wo ein Kind auf dem Throne sitzt, da sitzt die Thorheit auf dem Throne, und die mißlichen Folgen wird das ganze Land fühlen. Aber auch Könige, die die Kinderschuhe längst ausgetreten haben, thun zuweilen nicht ab, was kindisch ist; da sitzt denn wohl ein Mann auf dem Throne und doch in ihm die personifizierte Thorheit, die sich unter Anderen darin zeigt, daß der Fürst frühe ißt - das frühe Essen galt als Zeichen der Schwelgerei - daß er lieber schwelgt, als seine Regierungsgeschäfte besorgt; da wird das Land ebenfalls seufzen müssen. Was von dem Land und von dem Throne gilt, das gilt von jedem Hauswesen und der Würde der Hausvaterschaft. Wo die Thorheit in einem Hause regiert, da wandern Glück und Segen zur Thür hinaus. Es gibt Landesgeschichten und Familiengeschichten genug, die das bestätigen.

V. 17. Wohl dir Land, daß König edel ist und daß Fürsten zu rechter Zeit essen, zur Stärke und nicht zur Lust.

Gesegnetes Land, in welchem die Weisheit das Regiment hat. So war es in dem Reiche Israel, da Salomo regierte; der König war weise, und die Unterthanen ergötzen sich ein Jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, So ist es, in viel völligerem Maaße, in dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, in dem Reiche Jesu Christi. Da ist der Herr-

scher, von dem wir singen: „Aller Weisheit höchste Fülle in dir ja verborgen liegt;“ seine Unterthanen aber leben wie Lämmer auf grüner Aue, sich täglich labend an frischem Wasser; denn was ist wohl, das man nicht in Jesu geneußt? Das Essen zu rechter Zeit, zur Stärke und nicht zur Luft, ist ein Zeichen edlen, weisen Sinnes; edle Weisheit befolgt allezeit das Sprüchlein: Wir essen, um zu leben; aber wir leben nicht, um zu essen.

V. 18. Denn durch Faulheit sinken die Balken, und durch hinlässige Hände wird das Haus triefend.

Nichts widerspricht so sehr dem Geiste der Weisheit, als die Faulheit; der Apostel Hebr. 12, 1 stellt kurz weg die Trägheit mit der Sünde zusammen. Die Balken stehen als das feste Gerüste des Hauses; ein Haus muß in Trümmer sinken, wenn seine Bewohner die Hände in den Schooß legen. Das Triefen bezeichnet den tropfenweise herabfallenden Regen; wo die Hände nicht das Dach in Stand halten, wird das Wasser durch das Dach schlagen und das Haus zu Grunde richten. Faule Hände müssen ein böses Jahr haben; der Müßiggang ist aller Laster Anfang.

V. 19. Das macht, sie machen Brot zum Lachen, und der Wein muß die Lebendigen erfreuen, und das Geld muß ihnen Alles zu Wege bringen.

Beschreibung des lockeren, leichtsinnigen Lebens der Thoren. Sie machen Brot d. h. sie bereiten Mahlzeiten zum Lachen, zum puren Vergnügen; sie genießen den Wein nicht zur Stärkung, sondern zur Lust und zum Rausch; sie mißbrauchen das Geld zur leichtfertigsten Verschleuderung. Es ist ein Leben, wie Luc. 16, 19 es schildert, man lebt alle Tage herrlich und in Freuden. Das Ende eines solchen Lebens ist bekanntlich sehr schrecklich. Jener Reiche Luc. 16 erwachte in der Hölle und in der Qual. ,

V. 20. Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittige haben, sagen es nach.

Was Luther in diesem Verse mit „Herz“ übersetzt hat, geben Neuere mit „Studierzimmer“ wieder. Zeiten gewalthätiger Zwingherrschaft pflegen immer auch Zeiten der Spionage zu sein; die Tyrannen haben überall ihre Aufpasser, die sich durch Angeberei einen Sündenlohn verdienen. Das Gezwitsher der Vögel versinnbildet die Ausplauderei der Geheimnisse; es ist die Gefahr von Lästerungen über Hochgestellte damit malerisch bezeichnet, daß die Vögel, die ja überall hinkommen. Alles mit ansehen und anhören

können, sie nachsagen. Der Prediger mahnt zur vorsichtigen Zurückhaltung im Urtheil über die mächtigen Thoren. Daß die Vöglein es auch über die Erde hinaustragen, ist im Gleichniß mit eingeschlossen; auch der König der Könige hört, was der Mensch in seinem Studierzimmer und in seiner Schlafkammer spricht. Der Weise, dessen eingedenk, leidet die Schmach, die die Thorheit ihm anthut, in Geduld und Stille. So hat Christus geduldet, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet. Wer aber Christi Jünger sein will, übt sich in Christi Sinn.

Der Herr mache durch seinen Geist uns immer mehr los von der Thorheit der Sünde, die in's Verderben führt, und führe uns von Weisheit zu Weisheit, daß uns die Gottlosigkeit in der Welt weder verwirre, noch verführe, sondern wir leuchten mögen als Lichter im Herrn mitten unter einem unschlachtigen Geschlechte. Amen.

Elftes und Zwölftes Kapitel

Das ist nun der letzte Hauptabschnitt des Buches, aus drei Theilen bestehend. Vorangehn, Kap. 11, 1-8, Mahnungen zur Wohlthätigkeit, zur Thätigkeit, zur Fröhlichkeit. Diese letzte Mahnung gestaltet sich dann II, 9-12, 8 zu einem selbstständigen Theil, in dem sie speciell an die Jugend ergeht. Dieser Theil ist berühmt durch seine großartige und anschauliche Schilderung des menschlichen Alters 12, 2-6. Von V. 9 bis 14 folgt dann der Schluß des ganzen Buches, der theils kundgeben soll, wer das Buch geschrieben hat, theils vor andern Büchern warnen will, theils die Hauptsumma dieses ganzen Buches zieht. Dieser Schluß des letzten Kapitels ist, so zu sagen, der Schlüssel zu dem ganzen Buche; er löst vieles Schwierige und Dunkle in dem Buche auf.

Kap. 11, V. 1. Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.

Mit einer Aufforderung zur weitherzigen Freigebigkeit beginnt der Prediger den letzten Abschnitt. Sei einem Kaufmanne gleich, das ist der Sinn, der Güter über das Meer sendet und scheinbar Verlust hat, indem er seine Güter einem zweifelhaften Elemente anvertraut, in Wahrheit aber unter Gottes Segen großen Vortheil davon hat. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Verschenktes Brot ist nicht verlornes Brot, sondern ein bei dem Allmächtigen angelegtes Kapital, das gute Zinsen

bringt. Denn Almosen geben armet nicht, wie die Vernunft denkt, sondern macht reich. In unsern Tagen der Mission, erleidet dieser Vers auch treffliche Anwendung auf die Barmherzigkeit, die die Christenheit den Heiden schuldig ist. Die Missionsfreunde schicken ja im buchstäblichsten Sinne ihr Brot über Wasser und müssen sich deswegen oft genug von der Welt als thörichte Verschwender schelten lassen; aber sie handeln dem Willen Gottes gemäß, der da gesagt hat: „Du sollst die Fremdlinge lieben,“ und leihen dem Herrn, indem sie den Heiden geben; der Herr aber lasset kein Scherflein unbelohnt.

V. 2. Theile aus unter Sieben und unter Acht; denn du weißt nicht, was für Unglück aus Erden kommen wird.

Die beste Erklärung und Auslegung dieses Verses gibt das Gleichniß vom ungerechten Haushalter Ev. Luc. 16, sonderlich das Wort: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten“ und Psalm 41, 2. 3: „Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit. Der Herr wird ihn bewahren und beim Leben erhalten und ihm lassen wohlgehen auf Erden und nicht geben in seiner Feinde Willen.“ Es ist besser, den Armen geben und scheinbar verlieren, als nachher in unglücklichen Tagen einen ungnädigen Gott haben. Ein gottseliger Mann, dem seine weltlich gesinnten Freunde oft seine große Wohlthätigkeit als eine Thorheit vorgeworfen hatten, als mit welcher er sich noch so arm machen werde, daß er auf dem Stroh sterben müsse als ein Bettler, kam zum Sterben. Da sagte er zu diesen Freunden: „O wie ganz anders ist's doch nun gekommen, ihr lieben Freunde, als ihr's gesagt habt. Was ich behalten, das ist jetzt verloren; was ich verschenkt, das hab' ich noch. Darum trag' ich Leid nur um das, was ich versagt habe. Vergeb' mir's Gott!“

V. 3. Wenn die Wolken voll sind, so geben sie Regen auf Erden; und wenn der Baum fällt, er falle gegen Mittag oder Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen.

Den Wolken, die sich durch Regen in nichts auflösen, sind die Reichen gleich, die ihr Geld nur für sich selbst verwenden und also keinen dauernden Gewinn davon haben. Wenn sie sterben, sind sie wie der gefällte Baum, der liegen bleibt und die Erde drückt, statt sie durch Schatten und Früchte zu erfreuen. Weh' dem' Becher, der zu Scherben geht und keinen Durst'gen getränkt hat, dem Menschen, der zu sterben geht und Keinem Liebe ge-

schenkt hat. - Alles Nachdenkens werth ist aber auch eine ganz andere gläubige Auslegung dieses Verses, da man erklärt: Der Baum ist der Baum des persischen Reiches, dessen Tage gezählt waren nach dem: Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Die Wolken sind die Gerichte des Herrn; auf den Wolken des Himmels kommt der Herr; diese Wolken sammeln sich; so soll die Frage im Herzen lebendig werden: Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir? Und da wird nun als Präservativ die Mildthätigkeit empfohlen. Im Angesichte großer Katastrophen am Mammon zu hängen, der ein solcher der Ungerechtigkeit ist, sobald man eine andre Stellung zu ihm einnimmt, als die eines Verwalters, ist eine gefährliche, beklagenswerthe Thorheit. Der ungewisse Reichthum ist da noch weit ungewisser, als in gewöhnlichen Zeiten.

V. 4. Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken siehet der erntet nicht.

Mit der Freigebigkeit soll rastlose Thätigkeit Hand in Hand gehn, wie dazu in umgekehrter Ordnung der Apostel vermahnt Eph. 4, 28: Der Christ soll arbeiten und schaffen mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen. Unter Israel war zu jenen Zeiten der Geiz mit verzweifelnder Untätigkeit verschwistert; kämpften die ersten drei Verse dieses Kapitels gegen den Geiz, so muß dieser Vers gegen die Unthätigkeit kämpfen. Auf den Wind achten, auf die Wolken sehen ist so viel als mit solchen Dingen sich beschäftigen, die nicht in des Menschen Berechnung und Hand liegen. Statt sich solchen unfruchtbaren Grübeleien hinzugeben, soll der Mensch vielmehr mit Eifer den von Gott ihm gegebenen Beruf ausrichten.

V. 5. Gleichwie du nicht weißt den Weg des Windes und wie die Gebeine in Mutterleib bereitet werden, also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er thut überall.

Schilderung der Verwerflichkeit und Thorheit des Vornehmens derer, die mit Gewalt die geheimnißvollen Wege Gottes und der Dinge Ursinn ergründen wollen. Gott läßt den Wind aus heimlichen Oertern kommen Psalm 135, 7; so hört der Mensch sein Sausen wohl, aber er weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt Ev. Joh. 3, 8. Gottes Hand war über dem Menschen im Mutterleibe und hat ihn wunderbarlich bereitet Psalm 139, 13. 14; wir können dem Herrn in seinen Werken nur „von hinten nachsehen“ 2 Mose 33. 23. Alles Werden in der Natur entzieht sich unserer Beob-

achtung und ebenso eigentlich auch alles Aufhören. Der Herr ist in seinem tiefsten Walten unerforschlich, und auch die tiefstinnigsten Denker können unerklärliche Dinge nicht erklären. Es gilt zu glauben und im Glauben zu handeln und zu arbeiten.

V. 6. Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab: denn du weißest nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser.

Während die Schrift das aus dem Unglauben kommende Jagen, Rennen und Häufen, das sich plagt, als ob kein Gott wäre, auf das Entschiedenste verwirft, so verwirft sie doch andererseits auch ebenso entschieden eine gewisse Afterart der Gläubigkeit, die die Hände in den Schooß legt und auf ihren Lorbeeren schläft. Die Schrift lehrt eine Gottesfurcht, die munter und unverdrossen die Dinge des irdischen Berufes treibt; der frömmste Christ ist auch, der fleißigste Arbeiter. Das Gerathen der Arbeit aber steht bei Gott; geräth es nicht, so hat der fromme Arbeiter sich unter Gottes gewaltige Hand zu beugen; geräth es und geräth es unter Gottes Segen doppelt, so sei der gottselige Arbeiter gutes Muths und singe Psalmen. Es gibt eine abweichende, aber des Nachdenkens werthe Auslegung, die V. 4-6 nicht als Mahnung zur Thätigkeit, sondern als Fortsetzung der Mahnung zur Wohlthätigkeit auffaßt. Wie derjenige, so deutet man sich's dann, welcher allzu bedenklich ist im Säen des Samens, vor lauter ängstlicher Vorsicht die rechte Saatzeit versäumt und am Ende nichts erntet, so beraubt sich auch der, der allzubedenklich ist im Wohlthun, des Segens, welcher der Barmherzigkeit verheißen ist. Daher solle man unermüdet sein im Wohlthun frühe und spät, wie der unverdrossene und unverzagte Säemann des Morgens und des Abends säet. Geräth das Eine nicht, so doch das Andre; also je reichere Saat, desto reichere Segen. Es ist das zum Theil der Gedanke, den ein neuerer Dichter also ausdrückt:

Mich reut kein Scherflein, das am Weg der Arme,
Im Bett' ein Kranker - ungeprüft - empfing,
Daß durch ein Antlitz, trüb und bleich von Harme,
Wie Sonnenblick ein flüchtig Lächeln ging;
Und warf ich manchmal auch mein Brot in's Wasser,
Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht;
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser:
Es reut' mich nicht!

V. 7. Es ist das Licht süße, und den Augen lieblich die Sonne zu sehn.

Die aufgehende Sonne durchströmt Leib und Seele mit eigenthümlichen frohen Empfindungen; daher ist unter allen Völkern der Sonnenschein und das Licht das Bild des Glücks und des Wohlseins; und in der Schrift heißt deswegen der Herr, unser Gott, als die Quelle alles Wohls und Heils, selbst die Sonne, und wir singen: Sonne, Wonne, himmlisch Leben willst Du geben, wenn wir beten, zu' Dir kommen wir getreten. Der Verfasser beginnt mit diesem Verse seine Schlußermahnung zur gottseligen Fröhlichkeit. Das Leben unter der Sonne an und für sich hat trotz alles Elends und Mühsals so viel Freudenreiches, daß sich Jeder versündigt, der Kopfhängern und Sauersehen für die nothwendigen Äußerungen gottseliger Gesinnung ausgibt. Es muß vielmehr wahre Gottseligkeit immer verbunden sein mit dankbarer Hinnahme des Sonnenscheins, den der Allbarmherzige auch über das ärmste Leben breitet. Galt das schon für die alttestamentliche Zeit, wie viel mehr haben Christen alle Ursach als die Traurigen allezeit fröhlich zu sein! Der Seelenbräutigam ist bei ihnen alle Tage bis an der Welt Ende, und wie können die Hochzeitsleute fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?

V. 8. Wenn ein Mensch lange lebet und ist fröhlich in allen Dingen, so gedenket er doch nur der bösen Tage, daß ihrer so viel ist; denn Alles was ihm begegnet, ist eitel.

Es ist vielmehr zu übersetzen: Aber wenn ein Mensch lange Jahre lebet, so sei er fröhlich in ihnen allen und gedenke der Tage der Finsterniß, daß ihrer viel sein werden; denn Alles, was da kommt, ist eitel. Die Mahnung zum fröhlichen und dankbaren Genießen des gegenwärtigen Lebens erhält hier eine Begründung von ganz und gar alttestamentlicher Art, die für uns, die wir im Lichte des neuen Testaments leben, hinfällig geworden ist. Wir wissen durch den Sohn Gottes und seine Apostel, daß die zukünftigen Tage, die Tage der andern Welt, für die Erlösten tausendmal köstlicher sind, als die Tage unter der Sonne, die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die einst an uns soll geoffenbaret werden; die alttestamentlichen Frommen aber, denen noch nicht der Fürst des Lebens erschienen war, konnten sich wohl hin und wieder auf dem Grunde göttlicher Andeutungen zu den großartigsten Ahnungen von der Seligkeit nach dem Tode erheben, mußten aber im Ganzen und Großen eine trübe Grundanschauung von dem Reiche der Abgeschiedenen haben. Aus dieser trüben Anschauung heraus begründet hier der Verfasser seine Mahnung zur gottseligen Lebensfreude: Freue

dich, gottesfürchtige Seele, des Sonnenscheins in diesem Leben; denn jenes Leben ist dunkel. - Vielmehr aber können gläubige Menschen des neuen Bundes sich des Fröhlichen in diesem Leben erfreuen, weil es ihnen ein Angeld ist auf die zukünftige Freude und Wonne der seligen Ewigkeit. Ach, denk' ich, bist du hier so schön und läßt es uns so wohl ergehn auf dieser armen Erden; was will's doch erst nach dieser Zeit dort in der sel'gen Ewigkeit und güld'nem Schlosse werden!

V. 9. So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt, und wisse, daß dich Gott um dieses Alles wird zu Gericht führen.

Unsre gewöhnlichen Bibelausgaben ziehen diesen und den folgenden Vers mit richtigem Takt schon zum folgenden Kapitel. Denn es beginnt mit diesem Verse trotz seines engen Zusammenhangs mit dem Vorhergehenden allerdings etwas Neues, das sich im letzten Kapitel fortsetzt: eine gewaltige ergreifende Mahnung für das junge, aufblühende Geschlecht, der Weisheit zur Gottseligkeit sich hinzugeben. Der Trübsinn, das Sauersehen, das Verzweifeln am Leben hatte unter dem langen Drucke der Heiden nicht bloß das Alter, sondern selbst die Jugend, die Hoffnung der künftigen Zeiten, ergriffen. Darin sieht der Prediger mit Recht die allergrößte Gefahr für sein Volk und läßt daher seine Lehre und Warnung gipfeln in einer Predigt an die Jünglinge. Er fordert die Jünglinge auf, fröhlich zu sein. Es muß eine wunderbare, ganz schrecklich gedrückte Zeit gewesen sein, in der diese Aufforderung nöthig war. Heutzutage könnte eine solche Mahnung überflüssig erscheinen; denn die Jugend unsrer Tage ist nur mehr denn zu fröhlich. Allein diejenige Fröhlichkeit, die der Prediger meint, ist doch auch gar nicht so häufig in unsern Tagen. Ei meint ja nicht die weltliche Ausgelassenheit, die sich um Gott und das Gericht nicht kümmert, sondern er meint die echte Jünglingsfreude in der Furcht des Herrn. Freue dich, so sehr du kannst, nur gib dabei Acht auf das Gericht des Herrn, so predigt der Prediger. Die Jünglinge sollen sich also freuen, aber so, daß ihre Freude eine Ehre Gottes ist. Sie sollen sich ergötzen, aber so, daß sie mitten aus ihrer Ergötzung sich vor Gottes Angesicht hindenken können. Sie sollen sich freuen, aber so, als ob sie mitten aus der Freude vor Gottes Gericht abgerufen würden. Solche Freude ist rar, auch dormalen. Um so mehr soll man unsrer Jugend den Prediger Salomo in die Hände geben, auf daß sie aus diesem köstlichen Buche Anleitung empfangen, sich von aller unerlaubten Freude, die den Jammer

gebiert, zu bekehren zu der heiligen Fröhlichkeit im Herrn, die aus dem Leben erzeugt ist und Leben gebiert.

V. 10. Laß die Traurigkeit aus deinem Herzen und thue das Uebel von deinem Leibe, denn Kindheit und Jugend (wörtlich: Morgenröthe) ist eitel.

Wer seine Jugend vertrauert, versündigt sich ebenso an seinem Gotte, als wer seine Jugend in Lüsten verschwendet. Gott hat uns die Maienzeit, auch die Maienzeit des Lebens, nicht dazu gegeben, daß wir sie hinter verschlossenen Fensterladen verschlafen und verträumen. Je eilender das Morgenroth des Lebens dahineilt, desto sorgsamer sollen wir seine Strahlen sammeln. Wir sollen unser Gott nicht betrüben durch thörichte Mißachtung seiner Gaben, Der Prediger mahnt daher die junge Welt, den ihr bestimmten Theil am Lebensglück in frommer Dankbarkeit hinzunehmen.

Kapitel 12

Kap. 12, V. 1. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre hinzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht.

Des Schöpfers gedenken, das ist nicht der Gegensatz, sondern die nothwendige Grundlage aller wahren jugendlichen, aller wahren menschlichen Freude. Das Gedenken an Gott, wenn es gleich zunächst für die sündige Seele Unruhe mit sich bringt, ist doch immer im letzten Ende Seligkeit, die Seligkeit, ohne die auch die gerühmteste Freude ohne Lack und Schmach ist. Es ist bemerkenswerth, daß es nach dem Hebräischen eigentlich heißt: Gedenke an deine Schöpfer! In der Einheit des Schöpfers ist eine Mehrheit angedeutet; das neue Testament erst macht diese und ähnliche Andeutungen des alten Testaments durch die Lehre klar, daß der Name Schöpfergott ebenso wohl dem Sohn und Geist, als dem Vater zukommt. Die Jahre, die uns nicht gefallen, sind nach dem Folgenden die Jahre des gebrechlichen Alters.

V. 2. Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden, und Wolken wiederkommen nach dem liegen.

Es folgt nun bis V. 6 hin eine Zeichnung der Gebrechlichkeit des Alters mit lebendigen Farben, offenbar um der Mahnung: „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend“ rechten Nachdruck zu verleihen. Der frischen Jugendzeit gegenüber ist das Alter die trübe Zeit in der sich die zerstörende Arbeit

des Todes vorbereitet. Die Augen werden dunkel vor Alter, daß ihnen die Lichter des Himmels nicht mehr helle leuchten; die Stimmung, der Himmel des inneren Lebens, wird düster, daß die Wolken auch nach dem Regen, daß auch nach dem Erguß des Schmerzes die Traurigkeit wiederkehrt - es gilt das in gewissem Sinne nicht bloß von dem glaubenslosen, sondern selbst von dem gläubigen Alter; denn je näher die Heimath, desto steiler die Berge. Es ist zu vergleichen das Wort des Herrn an Petrus Ev. Joh. 21. 18: Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hin wolltest, wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürteten und führen, wo du nicht hin willst.

V. 3. Zur Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern und sich krümmen die Starken und müßig stehen die Müller, daß ihrer so wenig geworden ist und finster werden die Gesichter durch die Fenster.

Das Haus ist der Leib. Die Hüter sind die Arme, die den Leib gegen Angriffe von außen sichern, sie zittern vor Altersschwäche; wenn der Mensch im Vollgefühl der jugendlichen Kraft zuversichtlich gegen das stürmende Leben ankämpfen kann, so muß er, wenn die Leibeshütte zusammenbricht, die Waffen strecken und den Kampf einstellen. Die Starken sind die Füße, welche den Leib tragen, sie krümmen sich und der Mensch muß zum Stabe greifen, um die schwach gewordenen „Starken“ zu unterstützen. Die Müller sind die Zähne, und diese sind müßig, sie feiern, weil die Alten Vieles nicht mehr beißen können und überhaupt wenig essen. Die Gesichter sind die Augen, die Fenstern sind die Wimpern: die Augen schauen trübe. „Aus den trüb gewordenen Fenstern schauen finster gleich Gespenster die Gesichter in die Welt, die zerbröckelt und zerfällt.“

V. 4. And die Thüren auf der Gasse geschlossen werden, daß die Stimme der Müllerin (muß heißen: der Mühle) leise wird und erwachtet (oder: und er sich erhebt), wenn der Vogel singet, und sich bücken alle Töchter des Gesanges.

Die Thüren sind die Lippen, sie bleiben verschlossen; denn die Stimme der Mühle d. i. des Mundes senkt sich bis zum Ton eines kleinen Vogels; die Tochter des Gesanges sind die Lieder, sie bücken sich, sie tönen nur noch leise; der nicht genießende Mund ist auch ein schweigsamer Mund geworden. Andre legen also aus: Die Thüren sind die Ohren, welche die Eindrücke aus der Außenwelt empfangen, die Mühle der Mund; die Alten können schlechter vernehmen und sich schlechter vernehmlich machen. Sie stehen

zwar auf, wenn der Vogel singt, d. h. früh - das Alter hat wenig Schlaf -, aber die Stimme des Vogels findet in ihnen selbst keinen Wiederhall; die Töchter des Gesanges d. i. die singenden Qualitäten sind in ihnen erstorben.

V. 5. Daß sich auch die Hohen fürchten und scheuen auf dem Wege (Auch vor dem Hohen fürchten sie sich, und Schrecken sind auf dem Wege, heißt es wörtlich), wenn der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke beladen wird und alle Lust vergehet; denn der Mensch fahret hin, da er ewig bleibet, und die Kläger gehn umher auf der Gasse.

Das Alter fürchtet sich vor dem Hohen, das ist, das Steigen ist ihm beschwerlich, durch Schwerfälligkeit der Bewegung bleibt der Greis auf den nächsten, engen Raum beschränkt. Schrecken sind auf dem Wege, die Alten sind im Bewußtsein ihrer Schwäche zaghaft, und, sehen selbst da Gefahren, wo keine sind. Es blüht der Mandelbaum, unter allen Bildern dieser Verse ist dies das vieldeutigste und am verschiedensten gedeutete. Der Mandelbaum ist nach dem Hebräischen „der Wachebaum,“ er blüht unter den Bäumen des Morgenlandes zuerst, wacht zuerst aus dem Winterschlaf auf. Man meint nun, er stehe hier als Bild des im Alter weiß werdenden Haares oder als Bild des frühen Aufwachens, der mit dem Alter verbundenen Schlaflosigkeit. Eine andre doch fast zu nüchterne Erklärung dieses räthselhaften Bildes ist: Das Alter, verschmähst selbst eine der köstlichsten Früchte, die Mandel. Man verwirft aber auch gänzlich das Wort „blühen“ und übersetzt: „wenn der Mandelbaum verachtet wird,“ das heißt dann: wenn die rosige Jugendzeit in's verachtete Alter getreten ist: Die Heuschrecke ist beladen, das ist wohl: der Rücken krümmt sich oder auch: die Glieder, mit denen der Mensch sich emporhebt, versagen ihren Dienst. Andrej übersetzen: „Die Heuschrecke wird lästig“ und deuten die belästigende Heuschrecke auf die dem Leben feindlichen Mächte, die das Alter aufreiben. Alle Luft vergehet heißt entweder: das Begehren ist dahin oder: die Kapperbeere springt auf. Der Kappernstrauch ist ein Zierstrauch der wärmeren Länder und hat eichelförmige, sehr gewürzhafte Früchte, die im Reifezustand aufspringen und dann wegen Ueberreifeheit nicht mehr zu genießen sind. So ergibt sich hier der Sinn: Die Kapperbeeren, die sonst den Appetit reizen, haben ihre Wirkung für das Greisenalter verloren: der Appetit ist dahin. Oder aber die Kapper steht als Bild für den Leib, der überreifen, platzenden Kapper gleicht der untaugliche, abgelebte Leib. Alles kündigt im hohen Alter

den nahen Tod an, und es nahen sich schon die auf der Gasse umhergehenden Kläger, die den Todten beweinen.

V. 6. Ehe der silberne Strick wegkomme und die goldene Quelle verlaufe und der Eimer zerlechze am Born und das Rad zerbreche am Born.

Der silberne Strick, der abreißt, ist entweder der Lebensfaden oder das Nervengeflecht oder der Athem. Die goldene Quelle, wörtlicher der goldene Oelhalter, aus welchem das Oel in die Lampen des Leuchters hinabfließt, ist das Herz als der Quellpunkt der Lebensthätigkeiten. Der Strick ist von Silber, der Oelbehälter von Gold. Das Leben ist eine edle, werthvolle Gabe Gottes. Der Eimer am Born, der zerlechzt d. i. zerbrochen wird, ist die Herzkammer mit den Adern; das Rad am Bronnen, das zerbricht, bedeutet den aufgehörenden Blutumlauf. Von andern Deutungen dieses Verses hat diejenige noch am meisten für sich, nach der durch alle vier Bilder das Athemholen mit einem Ziehbrunnen verglichen wird, der in seinen sämtlichen Theilen unbrauchbar geworden ist. - AIS dahin geht des Predigers ergreifende, bilderreiche Schilderung des mühseligen Alters. So kümmerlich und kummervoll ist das Alter. Und doch, war nur das Leben von Jugend auf in Gott gegründet, dann ist auch das späte Alter noch gut und köstlich, denn die Entwicklung des inwendigen Lebens geht vorwärts, aufwärts, wenn auch der äußerliche Mensch darüber verweset. Wohl dem, der im Morgenroth seines Lebens seinen Gott gefunden hat und darum im Abendroth beten kann:

Des Alters eigne Plagen,
Wie drücken sie auf mich!
Ich will nicht sündlich klagen,
Sie fesseln mich an Dich,
Vor Dir, Herr, sink' ich nieder,
An den mein Herze glaubt;
Du stärkst die müden Glieder,
Erhebst das graue Haupt.

V. 7. 8. Wenn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel.

Diese Verse fügen der vorigen Schilderung die Beschreibung, des Zustandes nach dem Tode hinzu. Die Hütte des Leibes, aus irdischen Stoffen be-

reitet, muß zuletzt den Widerstand gegen die Angriffe des Todes ganz aufgeben und fällt dem Staube anheim. In den stillen, dunklen Tiefen der Erde ruht das müde gewordene Gebein und schläft sich aus bis zum großen Tage der Auferstehung. Der Geist aber kehrt aus der zusammengebrochenen Leibesbühne zurück zu Gott, dem Herrn der Geister alles Fleisches, um von ihm - siehe Kap. II, 9 - gerichtet zu werden und zu empfangen, darnach er gehandelt hat, es sei gut oder böse. Denn eitel, vergänglich, flüchtig, hinfällig ist dieses Leben, seitdem seit Adams Fall der Wurm der Sünde es zernagt - und doch so wichtig, so ernst, so unaussprechlich werthvoll, denn was der Mensch hier säet, das wird er dort ernten. Darum soll in der Jugend schon der Mensch des Alters und des Endes gedenken, auf daß er klug werde.

Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich sterbe;
Ich bin ein Mensch, der bald vergeht,
Und finde hier kein solches Erbe,
Das ewig in der Welt besteht,
Drum zeige mir in Gnaden an,
Wie ich recht selig sterben kann.

V. 9. Derselbige Prediger war nicht allein weise, sondern lehrte auch das Volk gute Lehre und merkte und forschete und stellte viele Sprüche.

Mit diesem Verse kündigt sich der Schluß des ganzen Buches an. Der Prediger, der dies Buch geschrieben, war weise, ein Weiser, er war Einer aus dem Collegium der Weisen, welches wahrscheinlich noch von Salomo gestiftet war, wenigstens in Salomo's Geiste zu wirken suchte. Aus herzlicher Liebe zu seinem gedrückten Volke hat er diese gute Lehre in mancherlei Sprüchen niedergeschrieben, um seinem Volke wieder ein Herz zu seinem Gotte zu machen. Die „Sprüche“ sind mit Nichten „die Sprüche Salomonis,“ nicht das Buch, das in der Bibel unserm Buche vorangeht, sondern eben die Sprüche dieses Buchs, des Predigers.

V. 10. Er suchte, daß er fände angenehme Worte und schrieb recht die Worte der Wahrheit (wörtlich: und Worte der Wahrheit richtig aufzuschreiben).

Es kommt nicht bloß darauf an, daß man die Wahrheit sagt; es gilt auch, sie so angenehm als möglich zu sagen, damit sie eben angenommen wird. Was der Prediger anstrebte, ist ihm durch Eingebung und Kraft Gottes wohl gelungen; sein ganzes Buch ist dafür ein einiges Zeugniß.

V. 11. Diese Worte der Weisen sind Spieße und Nägel, geschrieben durch die Meister der Versammlungen und von Einem Hirten gegeben.

Wörtlich: Die Worte des Weisen sind wie Stacheln und eingeschlagene Nägel, in Sammlungen gebracht, von Einem Hirten gegeben. Spieße dringen scharf ein, Nagel halten fest, die Worte der Weisen werden mit ihnen verglichen, weil sie scharf zugespitzte, tief sich einprägende Worte sind. Der Prediger hat sich bemüht, solche Worte in diesem Buch zusammenzustellen, wie es scheint also, nicht bloß eigne, sondern auch fremde; Ein Hirte aber hat die Zusammenstellung behütet, die Worte sind sammt und sonders aus Einem und demselben Geiste, dem Geiste göttlicher Eingebung, entsprungen.

V. 12. Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Predigen macht den Leib müde.

Wörtlich: Uebrigens vor dem, was außer jenen ist, laß mein Sohn, dich warnen; viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Studieren macht das Fleisch matt. Das Andere, was außer den Sprüchen der Weisen vorhanden ist, sind die neuen Lehren und heidnischen Meinungen, die gegen den Willen der rechtmäßigen Versammlung der Weisen durch den Verkehr mit heidnischen Nationen damals aufkamen. Der Prediger warnt vor ihnen, als welche, auch bei angestrengtestem Studium, kein anderes Resultat ergäben, als das, das Fleisch müde zu machen. Eine Warnung, die auch heutzutage an ihrem Platze ist. Wie viele kostbare Zeit wird doch heutzutage durch Bücherleserei verloren, und wie hinderlich ist dem Seelenleben so Vielen in unsern Tagen ihre Lectüre im Großen und Ganzen! Besser als alle Bücher ist das Buch der Bücher, die heilige Schrift; selig ist, wer sie lieset.

V. 13. 14. Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehöret allen Menschen zu. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sei gut oder böse.

Nachdem in unserm Buche oft die Stimme des Glaubens von der Stimme des Verstandes durchkreuzt war, behält nun zum Schluß der Glaube die siegende Stimme. Unmißverständlich und sonnenklar sagt in diesen Schlußworten der Prediger aus, was er mit seinem ganzen Buch bezweckt; nämlich die Hebung der Gottesfurcht in seinem Volke, die Förderung des Haltens der heiligen Gebote des Herrn, die Schürfung des Blicks auf den ewigen Gott und das ewige Gericht. Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist eitel, so begann das Buch; fürchte Gott und halte seine Gebote, so schließt das Buch.

Es beschäftigt sich mit der großen Frage: Was frommt dem Menschen mitten in der Eitelkeit der Dinge, daß er etwas vom Leben behalte, wenn das Leben zerronnen ist? und er gibt die Antwort: Die Furcht des Herrn heilt von dem Schmerze der Eitelkeit und verwerthet dies eitle Leben für das ewige Leben.

Wir sind am Ende mit unsrer andächtigen Betrachtung des Prediger Salomo. Sein Inhalt, mit neutestamentlichem Auge gelesen, läßt sich nicht besser zusammenfassen, als in die Spittaschen Verse:

Alles stirbt, das Ird'sche findet
In dem Irdischen sein Grab,
Alle Lust der Welt verschwindet,
Und das Herz stirbt selbst ihr ab.
Ird'sches Wesen muß verwesen,
Ird'sche Flamme muß verglüh'n;
Ird'sche Fessel muß sich lösen,
Ird'sche Blüthe muß verblüh'n.

Doch der Herr steht über'm Staube
Alles Irdischen und spricht:
Stütze dich auf mich und glaube,
Hoffe, lieb' und fürchte nicht!
Darum bleibt bei dem, der bleibet,
Und der geben kann, was bleibt,
Der, wenn ihr euch ihm verschreibet,
Euch in's Buch des Lebens schreibt.

Amen.

Quellen:

Sämtliche Texte sind der [Glaubensstimme](#) entnommen. Hier sind zumeist auch die Quellangaben zu finden.

Die Bücher der Glaubensstimme werden kostenlos herausgegeben und dürfen kostenlos weitergegeben werden.

Diese Bücher sind nicht für den Verkauf, sondern für die kostenlose Weitergabe gedacht. Es kommt jedoch immer wieder zu Fragen, ob und wie man die Arbeit der Glaubensstimme finanziell unterstützen kann. Glücklicherweise bin ich in der Situation, dass ich durch meine Arbeit finanziell unabhängig bin. Daher bitte ich darum, Spenden an die **Deutsche Missionsgesellschaft** zu senden. Wenn Ihr mir noch einen persönlichen Gefallen tun wollt, schreibt als Verwendungszweck „Arbeit Gerald Haupt“ dabei – Gerald ist ein Schulkamerad von mir gewesen und arbeitet als Missionar in Spanien.

Spendenkonto: **IBAN:** DE02 6729 2200 0000 2692 04,
BIC: GENODE61WIE

Alternativ bitte ich darum, **die Arbeit der Landeskirchlichen Gemeinschaft Schlossplatz 9 in Schwetzingen zu unterstützen.** Die Landeskirchliche Gemeinschaft „Schlossplatz 9 in Schwetzingen ist eine evangelische Gemeinde und gehört zum Südwestdeutschen Gemeinschaftsverband e. V. (SGV) mit Sitz in Neustadt/Weinstraße. Der SGV ist ein freies Werk innerhalb der Evangelischen Landeskirche. Ich gehöre dieser Gemeinschaft nicht selber an, und es gibt auch keinen Zusammenhang zwischen der Gemeinde und der Glaubensstimme, doch weiß ich mich ihr im selben Glauben verbunden.

LANDESKIRCHLICHE GEMEINSCHAFT „SCHLOSSPLATZ 9“ 68723
SCHWETZINGEN

Gemeinschaftspastor: M. Störmer, Mannheimer Str. 76,
68723 Schwetzingen,

IBAN: DE62 5206 0410 0007 0022 89
Evangelische Bank eG, Kassel

Andreas Janssen
Im Kreuzgewann 4
69181 Leimen

Natürlich suche ich immer noch Leute, die Zeit und Lust haben, mitzuarbeiten - wer also Interesse hat, melde sich bitte. Meine Email-Adresse ist: webmaster@glaubensstimme.de. Insbesondere suche ich Leute, die Texte abschreiben möchten, bestehende Texte korrigieren oder sprachlich überarbeiten möchten oder die Programmierkenntnisse haben und das Design der Glaubensstimme verschönern können.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Prediger Salomo - Einleitung	2
Erstes Kapitel	4
Vers 1. Dies sind die Reden des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem.	4
V. 2. Es ist Alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist Alles ganz eitel.	5
V. 3. Was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?	6
V. 4. Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt, die Erde aber bleibet ewiglich.	7
V. 5. Die Sonne gehet auf und gehet unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe.	8
V. 6. Der Wind gehet gegen Mittag und Kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, davon er aufging.	9
V. 7. Die Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin.	9
V. 8. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Das Auge stehet sich nimmer satt und das Ohr höret sich nimmer satt.	9
V. 9. Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geschiehet nichts Neues unter der Sonne.	10
V. 10. Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehn in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind.	11
V. 11. Man gedenket nicht, wie es zuvor gerathen ist; also auch daß, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden.	11
V. 12. Ich Prediger war König über Israel zu Jerusalem.	12

V. 13. Und begab mein Herz, zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel thut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darinnen müssen quälen.	13
V. 14. Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war Alles eitel und Jammer.	13
V. 15. Krumm kann nicht schlecht werden, noch der Fehl gezählet werden.	13
V. 16. 17. Ich sprach in meinem Herzen: Siehe ich bin herrlich geworden und habe mehr Weisheit, denn alle die vor mir gewesen sind zu Jerusalem; und mein Herz hat viel gelernet und erfahren. Und gab auch mein Herz darauf, daß ich lernte Weisheit und Thorheit und Klugheit. Ich ward aber gewahr, daß solches auch Muhe ist.	14
V. 18. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens; und wer viel lehren muß, der muß viel leiden.	14
Zweites Kapitel	15
V. 1. Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben. Aber siehe, das war auch eitel.	15
V. 2. Ich sprach zum Lachen: Du bist toll! und zur Freude: Was machst du?	16
V. 3. Da dachte ich in meinem Herzen, meinen Leib vom Wein zu ziehn und mein Herz zur Weisheit zu ziehn, daß ich ergriffe, was Thorheit ist, bis ich lernete, was den Menschen gut wäre, das sie thun sollten, so lange sie unter dem Himmel leben.	17
V. 4-6. Ich that große Dinge, ich bauete Häuser, pflanzte Weinberge; ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein; Ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grünenden Bäume.	17
V. 7-8. Ich hatte Knechte und Mägde und Gesinde (nämlich nach dem Hebräischn: hausgebornes Gesinde); ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen, denn Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren. Ich sammelte mir auch Silber und Gold und von den Königen und Ländern	18

einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen, allerlei Saitenspiel.	
V. 9. Und nahm zu über Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren, auch blieb Weisheit bei mir.	18
V. 11. Da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es Alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne.	19
V. 12. Da wandte ich mich zu sehen die Weisheit und Klugheit und Thorheit. Denn wer weiß, was der für ein Mensch werden wird nach dem Könige, den sie schon bereit gemacht haben.	20
V. 13. 14. Da sähe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß; daß dem Weisen seine Augen im Haupt stehen, aber die Narren in Finsterniß gehn, und merkte doch, daß es Einem gehet wie dem Andern.	20
V. 15. Da dachte ich in meinem Herzen: Weil es denn dem Narren gehet wie mir, warum habe ich denn nach Weisheit gestanden? Da dachte ich in meinem Herzen, daß solches auch eitel sei.	21
V. 16. Denn man gedenket des Weisen nicht immerdar, ebenso wenig als des Narren; und die Künftigen Tage vergessen Alles; und wie der Weise stirbt, also auch der Narr.	21
V. 17. Darum verdroß mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, daß es sogar eitel und Mühe ist.	21
V. 18. 19. Und mich verdroß alle meine Arbeit, die ich unter der Sonne hatte, daß ich dieselbe einem Menschen lassen müßte, der nach mir sein sollte. Denn wer weiß, ob er weise oder toll sein wird? Und soll doch herrschen in aller meiner Arbeit, die ich weislich gethan habe unter der Sonne. Das ist auch eitel.	22
V. 20. 21. Darum wandte ich mich, daß mein Herz abliee von aller Arbeit, die ich that unter der Sonne. Denn es muß ein Mensch, der seine Arbeit mit Weisheit, Vernunft und	22

Geschicklichkeit gethan hat, einem Andern zum Erbtheil lassen, der nicht daran gearbeitet hat. Das ist auch eitel und ein groß Unglück.	
V. 22. 23. Denn was kriegt der Mensch von aller seiner Arbeit und Mühe seines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn alle sein Lebtag Schmerzen mit Grämen und Leid, daß auch sein Herz des Nachts nicht ruhet! Das ist auch eitel.	23
V. 24. Ist es nun nicht besser dem Menschen, essen und trinken und seine Seele guter Dinge sein in seiner Arbeit? Aber solches sehe ich auch, das von Gottes Hand kommt.	24
V. 25. Denn wer hat fröhlicher gegessen und sich ergötzet denn ich?	25
V. 26. Denn dem Menschen, der ihm gefällt, gibt er Weisheit, Vernunft und Freude; aber dem Sünder gibt er Unglück, daß er sammle und kaufe und doch dem gegeben werde, der Gott gefällt. Darum ist das auch eitel Jammer.	25
Drittes Kapitel	26
V. 1. Ein Jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.	27
V. 2. Geboren werden. Sterben, pflanzen, ausrotten, das gepflanzt ist, hat seine Zeit.	28
V. 3. Würgen hat seine Zeit, Heilen hat seine Zeit, brechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit.	29
V. 4. Weinen hat seine Zeit, Lachen hat seine Zeit, Klagen hat seine Zeit, Tanzen hat seine Zeit.	29
V. 5. Steine zerstreuen hat seine Zeit und Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit und Fernen vom Herzen hat seine Zeit.	30
V. 6. Suchen hat seine Zeit und Verlieren hat seine Zeit, behalten hat seine Zeit und Wegwerfen hat seine Zeit.	31
V. 7. Zerreißen hat seine Zeit und Zunähen hat seine Zeit, Schweigen hat seine Zeit und Reden hat seine Zeit.	31
V. 8. Lieben hat seine Zeit und Hassen hat seine Zeit, Streit hat seine Zeit und Friede hat seine Zeit.	32

V. 9. Man arbeite, wie man will, so kann man nicht mehr ausrichten.	32
V. 10. Daher sah ich die Mühe, die Gott den Menschen gegeben hat, daß sie darinnen geplaget werden.	32
V. 11. Er aber thut Alles fein zu seiner Zeit und lasset ihr Herz sich ängsten, wie es gehen soll in der Welt; denn der Mensch kann doch nicht treffen das Werk, das Gott thut, weder Anfang noch Ende.	33
V. 12. 13. Darum merkte ich, daß nichts Besseres darinnen ist, denn fröhlich sein und ihm gütlich thun in seinem Leben. Denn ein jeglicher Mensch, der da isset und trinket und hat guten Muth in aller seiner Arbeit: das ist eine Gabe Gottes.	33
V. 14. 15. Ich merkte, daß Alles, was Gott thut, das besteht immer; man kann nichts dazu thun, noch abthun; und solches thut Gott, daß man sich vor ihm fürchten soll.	34
V. 16. 17. Weiter sahe ich unter der Sonne Stätte des Gerichts, da war ein gottlos Wesen, und Stätte der Gerechtigkeit, da waren Gottlose. Da dachte ich in meinem Herzen: Gott muß richten den Gerechten und Gottlosen; denn es hat alles Vornehmen seine Zeit und alle Werke.	34
V. 18. Ich sprach in meinem Herzen von dem Wesen der Menschen, darinnen Gott anzeigt und lasset es ansehen, als wären sie unter sich selbst wie das Vieh.	35
V. 19. Denn es gehet dem Menschen, wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben Alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh, denn es ist Alles eitel.	36
V. 20. Es fährt Alles an Einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.	37
V. 21. Wer weiß, ob der Geist der Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre?	37
V. 22. Wiederum sahe ich, daß nichts besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil, denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?	38

Viertes Kapitel	38
V. 1. Ich wandte mich und sahe an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne; und siehe da waren Thronen derer, die Anrecht litten, und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.	39
V. 2. Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebenden, die noch das Leben hatten.	40
V. 3. Und der noch nicht ist, ist besser, denn alle beide, und des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschiehet.	40
V. 4. Ich sähe an Arbeit und Geschicklichkeit in allen Sachen, da neidet Einer den Andern, da ist je auch eitel und Mühe.	41
V. 5. Denn ein Narr schlägt die Finger in einander und frisset sein Fleisch.	41
V. 6. Es ist besser eine Hand voll mit Mühe, denn beide Fäuste voll mit Jammer.	42
V. 7. Ich wandte mich und sähe die Eitelkeit unter der Sonne.	43
V. 8. Es ist ein Einzelner und nicht selbender und hat weder Kind, noch Brüder, noch ist seines Arbeiten kein Ende und seine Augen werden Reichthums nicht satt. Wem arbeite ich doch und breche meiner Seele ab? Das ist je auch eitel und eine böse Mühe.	43
V. 9. So ist es je besser Zwei denn eins, denn sie genießen doch ihrer Arbeit wohl.	44
V. 10. Fällt ihrer Einer, so hilft ihm sein Geselle auf. Wehe dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist Kein Andrer da, der ihm aufhelfe.	44
V. 11. Auch wenn Zweie bei einander liegen, wärmen sie sich; wie kann ein Einzelner warm werden?	44
V. 12. Einer mag überwältiget werden, aber Zween mögen widerstehen; denn eine dreifältige Schnur reißet nicht leicht entzwei.	45
V. 13. Ein arm Kind, das weise ist, ist besser, denn ein alter	45

König, der ein Narr ist und weiß sich nicht zu hüten.	
V. 14. Es kommt Einer aus dem Gefängniß zum Königreich; und Einer, der in seinem Königreich geboren ist, verarmet.	46
V. 15. Und ich sähe, daß alle Lebendige unter der Sonne wandeln bei einem andern Kinde, das an jenes Statt soll aufkommen.	46
V. 16. Und des Volks, das vor ihm ging, war kein Ende und deß, das ihm nachging; und wurden sein doch nicht froh. Das ist je auch eitel und ein Jammer.	47
V. 17. bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest und komme, daß du hörest. Das ist besser, denn der Narren Opfer, denn sie wissen nicht, was sie böses thun.	47
Fünftes und sechstes Kapitel.	49
Kap. 5, V. 1. Sei nicht schnell (vorschnell) mit deinem Munde und laß dein Herz nicht eilen etwas zu reden vor Gott (ein Wort hervorzubringen vor Gott); denn Gott ist im Himmel und du auf Erden, darum laß deiner Worte wenig sein.	49
V. 2. Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume; und wo viele Worte sind, da höret man den Narren.	50
V. 4. Es ist besser, du gelobest nichts, denn daß in nicht hältst, was du gelobest.	51
V. 5. Verhänge deinem Munde nicht, daß er dein Fleisch verführe; und sprich vor dem Engel nicht: Ich bin unschuldig! Gott möchte erzürnen über deiner Stimme und verdammen alle Werke deiner Hände.	52
V. 6. Wo viele Träume sind, da ist Eitelkeit und viele Worte, aber fürchte du Gott!	52
V. 7. Siehest du im Lande Unrecht thun und Recht und Gerechtigkeit im Lande wegreißen, wundere dich des Vornehmens nicht, denn es ist noch ein hoher Hüter über den Hohen, und sind noch Höhere über die Beiden.	53
V. 8. Ueber das ist der König im ganzen Lande, das Feld zu bauen.	53
V. 9. Wer Geld liebet, wird Geldes nimmer satt; und wer Reichthum liebet, wird keinen Gewinn davon haben. Das ist	54

auch eitel.	
V. 10. Denn wo viel Guts ist, da sind Viele, die es essen; und was genießt sein, der es hat, ohne daß er es mit Augen ansiehet.	54
V. 11. Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süße, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle des Reichen lässet ihn nicht schlafen.	54
V. 12-16. Es ist eine böse Plage, die ich sähe unter der Sonne, Reichthum behalten zum Schaden dem, der ihn hat. Denn der Reiche Kommt um mit großem Jammer (wörtlich: solcher Reiche kommt um in böser Plage); und so er einen Sohn gezeuget hat, dem bleibet nichts in der Hand. Wie er nackend ist von seiner Mutter Leibe gekommen; so fahret er wieder hin, wie er gekommen ist und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit in seiner Hand, wenn er hinfähret (wörtlich: nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit, das er in seiner Hand davon trüge): Das ist eine böse Plage (ein arges Uebel), daß er hinfähret, wie er gekommen ist. Was hilft es ihm denn, daß er in den Wind gearbeitet hat? Sein Lebenlang hat er im Finstern gegessen und in großem Grämen und Krankheit und Traurigkeit.	55
V. 17-19. So sehe ich nun das für gut an (wörtlich: siehe da, was ich gut fand), daß es fein sei, wenn man isset und trinket und gutes Muths ist in aller Arbeit, die Einer thut unter der Sonne sein Leben (sein kurzes Leben) lang, das ihm Gott gibt, denn das ist sein Theil. Denn (besser: ferner) welchem Menschen Gott Reichthum und Güter und Gewalt gibt, daß er davon isset und trinket für sein Theil (wörtlich: und nimmt sein Theil) und fröhlich ist in seiner Arbeit; das ist eine Gottesgabe. Denn er denket nicht viel an das elende Leben, weil Gott sein Herz erfreuet (wörtlich: Denn er denkt nicht viel an die Tage seines Lebens, weil Gott ihn beschäftigt in der Freude seines Herzens).	56
Kapitel 6	56
Kap. 6, V. 1-3. Es ist ein Unglück, das ich sähe unter der Sonne und ist gemein bei den Menschen. Einer, dem Gott	56

Reichthum, Güter und Ehre gegeben hat, und mangelt ihm Keins, das sein Herz begehrt; und Gott ihm doch nicht Macht gibt, desselben zu genießen, sondern ein Anderer verzehrt es, das ist eitel und eine böse Plage. Wenn er gleich hundert Kinder zeugete und hätte so langes Leben, daß er viele Jahre überlebte und seine Seele sättigte sich des Gutes nicht und bliebe ohne Grab; von dem spreche ich, daß eine unzeitige Geburt besser sei, denn er.	
V. 6. Ob er auch zwei tausend Jahre lebte, so hat er nimmer keinen guten Muth: Kommt es nicht Alles an Einen Ort?	57
V. 7. Einem jeglichen Menschen ist Arbeit aufgelegt nach seiner Maaße; aber das Herz kann nicht daran bleiben.	57
V. 8. Denn was richtet ein Weiser mehr aus, weder (als) ein Narr? Was unterstehet sich der Arme, daß er unter den Lebendigen will sein?	57
V. 9. Es ist bester, das gegenwärtige Gut gebrauchen, denn nach Anderem gedenken. Das ist auch Eitelkeit und Jammer.	58
V. 10. 11. Was ist es, wenn einer gleich hochberühmt ist, so weiß man doch, daß er ein Mensch ist und kann nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist. Denn es ist des eitlen Dinges zu viel; was hat ein Mensch mehr davon?	59
Siebtes Kapitel	59
V. 1. Denn wer weiß, was dem Menschen nützlich ist im Leben, so lange er lebet in seiner Eitelkeit, welches dahin fährt wie ein Schatten? Oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne?	60
V. 2. Ein gut Gerücht ist besser, denn gute Salbe, und der Tag des Todes, weder der Tag der Geburt.	60
V. 3-5. Es ist besser, in das Klaghause gehn, denn in das Trinkhause; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Es ist Trauern besser, denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Das Herz der Weisen ist im Klaghause und das Herz der Narren im Hause der Freuden.	61

V. 6. Es ist besser hören das Schelten des Weisen, denn den Gesang des Narren.	62
V. 7. Denn das Lachen des Narren ist wie das Krachen der Dornen unter den Töpfen, und das ist auch eitel.	62
V. 8. Ein Widerspenstiger macht einen Weisen unwillig und verderbet ein mildes Herz.	62
V. 9. Das Ende eines Dinges ist besser, denn sein Anfang.	63
V. 10. Sei nicht schnellen Gemüthes zu zürnen, denn Zorn ruht im Herzen eines Narren.	63
V. 11. Sprich nicht: Was ist es, daß die vorigen Tage besser waren, als diese? Denn du fragest solches nicht weislich.	64
V. 12. Weisheit ist gut mit einem Erbgut und hilft, daß sich einer der Sonne freuen kann.	64
V. 13. Denn die Weisheit beschirmt, so beschirmt Geld auch; aber die Weisheit gibt das Leben dem, der sie hat.	64
V. 14. Siehe an die Werke Gottes! Denn wer kann das schlecht machen, was er krümmt?	64
V. 15. Am guten Tag sei guter Dinge und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schafft Gott neben jenem, daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist.	65
V. 16. Allerlei habe ich gesehen die Zeit über meiner Eitelkeit. Da ist ein Gerechter und geht unter in seiner Gerechtigkeit; und ist ein Gottloser, der lange lebet in seiner Bosheit.	65
V. 17-19. Sei nicht allzu gerecht und zu weise, daß du nicht verderbest, sei nicht allzu gottlos und narre nicht, daß du nicht sterbest zur Unzeit. Es ist gut, daß du dieses fassest und jenes auch nicht aus deiner Hand lassest; denn wer Gott fürchtet, der entgeht dem Allen.	66
V. 20. 21. Die Weisheit stärket den Weisen mehr, denn zehn Gewaltige, die in der Stadt sind. Denn es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige.	67
V. 22. 23. Nimm auch nicht zu Herzen Alles, was man saget, daß du nicht hören müssest deinen Knecht dir fluchen. Denn dein Herz weiß, daß du Andern auch oft geflucht hast.	67

V. 24. 25. Solches Alles habe ich versucht weislich. Ich gedachte, ich will weise sein; sie kam aber ferne von mir. Es ist ferne; was wird es sein! Und ist sehr tief, wer will es finden!	68
V. 26. 27. Ich kehrete mein Herz, zu erfahren und zu erforschen und zu suchen Weisheit und Kunst, zu erfahren der Gottlosen Thorheit und Irrthum der Tollen; und fand, daß ein solches Weib, welches Herz Netz und Strick ist und ihre Hände Bande sind, bitterer sei, denn der Tod. Wer Gott gefällt, der wird ihr entrinnen; aber der Sünder wird durch sie gefangen.	68
V. 28. 29. Schau, das habe ich gefunden, spricht der Prediger, eins nach dem andern, daß ich Kunst (wörtlich: Nachdenken) erfände, und meint Seele suchet noch und hat es nicht gefunden. Unter tausend habe ich Einen Menschen (Mann) gefunden; aber kein Weib habe ich unter den Allen gefunden.	69
V. 30. Allein schau das, ich habe gefunden, daß Gott den Menschen hat aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste.	70
Achtes Kapitel	71
V. 1. Wer ist so weise und wer kann das auslegen? Die Weisheit des Menschen erleuchtet sein Angesicht; wer aber frech ist, der ist feindselig.	71
V. 2. Ich halte das Wort des Königs und den Eid Gottes.	72
V. 3. Eile nicht zu gehn von seinem Angesicht und bleibe nicht in böser Sache; denn er thut, was ihn gelüstet.	73
V. 4. In des Königs Wort ist Gewalt, und wer mag zu ihm sagen: Was machst du?	73
V. 5. Wer das Gebot halt, der wird nichts Böses erfahren; aber (und) eines Weisen Herz weiß Zeit und Weise.	74
V. 6. 7. Denn ein jeglich Vornehmen hat seine Zeit und Weise; denn des Unglücks des Menschen ist viel bei ihm. Denn er weiß nicht, was gewesen ist; und wer will ihm sagen, was werden soll.	74

- V. 8. Ein Mensch hat nicht Macht über den Geist, dem Geist zu wehren; und hat nicht Macht zur Zeit des Sterbens und wird nicht losgelassen im Streit, und das gottlose Wesen errettet den Gottlosen nicht. 75
- V. 9. Das habe ich Alles gesehen und gab mein Herz auf alle Werke, die unter der Sonne geschehen. Ein Mensch herrscht zu Zeiten über den andern zu seinem Unglück. 75
- V. 10. Und da sahe ich Gottlose, die begraben waren, die gegangen waren und gewandelt hatten in heiliger Stätte; und waren vergessen in der Stadt, daß sie so gethan hatten. Das ist auch eitel. 75
- V. 11. Weil nicht bald geschiehet ein Urtheil über die bösen Werke, dadurch wird das Herz der Menschen voll, böses zu thun. 76
- V. 12. Ob ein Sünder hundertmal böses thut und doch lange lebet, so weiß ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten, die sein Angesicht schauen. 76
- V. 13. denn es wird dem Gottlosen nicht wohl gehen, und wie ein Schatten nicht lange leben, die sich vor Gott nicht fürchten. 77
- V. 14. Es ist eine Eitelkeit, die auf Erden geschiehet. Es sind Gerechte, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gottlosen, und sind Gottlose, denen gehet es, als hätten sie Werke der Gerechten. Ich sprach: Das ist auch eitel! 77
- V. 15. Darum lobte ich die Freude, daß ein Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne, denn essen und trinken und fröhlich sein; und solches werd ihm von der Arbeit sein Lebenlang, das ihm Gott gibt unter der Sonne. 78
- V. 16. 17. Ich gab mein Herz, zu wissen die Weisheit und zu schauen die Mühe, die auf Erden geschiehet, daß auch einer weder Tag noch Nacht den Schlaf siehet mit seinen Augen. Und ich sahe alle Werke Gottes (besser: das ganze Werk Gottes), denn (besser: daß) ein Mensch kann das Werk nicht finden, das unter der Sonne geschiehet; und je mehr der Mensch arbeitet zu suchen, je weniger er findet. 79

Wenn er gleich spricht: Ich bin weise und weiß es, so kann er es doch nicht finden.

Neuntes Kapitel 80

V. 1. Denn ich habe solches Alles zu Herzen genommen, zu forschen das Alles, daß Gerechte und Weise sind und ihre Unterthanen in Gottes Hand. Doch kennet kein Mensch weder die Liebe, noch den irgend eines, den er vor sich hat. 80

V. 2. Es begegnet Einem, wie dem Andern, dem Gerechten, wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen, wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert. Wie es dem Guten geht, so gehet es auch dem Sünder. Wie es dem Meineidigen geht, so gehet es auch dem, der den Eid furchtet. 81

V. 3. Das ist ein böses Ding unter Allem, das unter der Sonne geschiehet, daß es Einem gehet, wie dem Andern; daher auch das Herz der Menschen voll Arges wird und Thorheit ist in ihrem Herzen, dieweil sie leben; darnach müssen sie sterben. 82

V. 4. Denn bei allen Lebendigen ist, das man wünschet, nämlich Hoffnung; denn ein lebendiger Hund ist besser, weder ein todter Löwe. 82

V. 5. 6. Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden; die Todten aber wissen nichts, sie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Gedächtniß ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet und haben kein Theil mehr auf der Welt in Allem, das unter der Sonne geschiehet. 82

V. 7. So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth; denn dein Werk gefällt Gott. 83

V. 8. Laß deine Kleider immer weiß sein und laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln. 84

V. 9. brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, so lange dein eitel Leben währet; denn 84

das ist. dein Theil im Leben und in deiner Arbeit, die du thust unter der Sonne.	
V. 10. Alles, was dir zu Händen kommt zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da du hinfährest, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.	85
V. 11. 12. Ich wandte mich und sähe, wie es unter der Sonne zugehet, daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein; daß Einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne; sondern Alles liegt an der Zeit und Glück. Auch weiß der Mensch seine Zeit nicht; sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hamen und wie die Vögel mit einem Strick gefangen werden, so werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt.	85
V. 13-16. Ich habe auch diese Weisheit gesehen unter der Sonne, die mir groß däuchte, daß eine kleine Stadt war und wenig Leute darinnen, und kam ein großer König und belegte sie und baute große Bollwerke darum, und ward darin gefunden ein armer, weiser Mann, der dieselbe Stadt durch seine Weisheit konnte erretten, und kein Mensch gedachte desselben armen Mannes. Da sprach ich: Weisheit ist ja besser, denn Stärke. Doch ward des Armen Weisheit verachtet und seinen Worte nicht gehorchet.	86
V. 17. Das machet, der Weisen Worte gelten mehr bei den Stillen, denn der Herren Schreien bei den Narren.	86
V. 18. Denn Weisheit ist besser, denn Harnisch, aber ein einiger Bube verderbet viel Gutes.	87
Zehntes Kapitel	87
V. 1. Also verderben die schädlichen Fliegen gute Salben. Darum ist zuweilen besser Thorheit, denn Weisheit und Ehre.	87
V. 2. Denn des Weisen Herz ist zu seiner Rechten; aber des Narren Herz ist zu seiner Linken.	88
V. 3. Auch ob der Narr selbst nährisch ist in seinem Thun,	88

doch hält er Jedermann für Narren.	
V. 4. Darum, wenn eines Gewaltigen Trotz wider deinen Willen fortgeheth, so laß dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillet groß Unglück.	89
V. 5. Es ist ein Unglück, daß ich sahe unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist.	90
V. 6. 7. Daß ein Narr sitzt in großer Würde und die Reichen hienieden (danieder) sitzen; ich sahe Knechte auf Kosten und Fürsten zu Fuße gehn, wie Knechte.	90
V. 8. Aber wer eine Grube macht, der wird selbst darein fallen; und wer den Zaun zerreißt, den wird eine Schlange stechen.	91
V. 9. Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben (der hat Schmerzen davon), und wer Holz spaltet, der wird davon verletzt werden.	91
V. 10. Wenn ein Eisen stumpf wird und an der Schmiede ungeschliffen bleibt, muß man es mit Macht wieder schärfen; also folget auch Weisheit dem Fleiß.	91
V. 11. Ein Schwätzer ist nichts besser, denn eine Schlange, die unbeschworen sticht.	92
V. 12. Die Worte aus dem Munde eines Weisen sind holdselig, aber des Narren Lippen verschlingen denselben.	92
V. 13. 14. Der Anfang seiner Worte ist Narrheit und das Ende ist schädliche Thorheit. Ein Narr macht viele Worte: denn der Mensch weiß nicht, was gewesen ist, und wer will ihm sagen, was nach ihm werden wird?	92
V. 15. Die Arbeit der Narren wird ihnen (dem) sauer, weil man (der)nicht weiß in die Stadt zu gehen.	93
V. 16. Wehe dir Land, deß König ein Kind ist und dessen Fürsten frühe speisen.	93
V. 17. Wohl dir Land, deß König edel ist und deß Fürsten zu rechter Zeit essen, zur Stärke und nicht zur Lust.	93
V. 18. Denn durch Faulheit sinken die Balken, und durch hinlässige Hände wird das Haus triefend.	94
V. 19. Das macht, sie machen Brot zum Lachen, und der	94

Wein muß die Lebendigen erfreuen, und das Geld muß ihnen Alles zu Wege bringen.	
V. 20. Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittige haben, sagen es nach.	94
Elftes und Zwölftes Kapitel	95
Kap. 11, V. 1. Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.	95
V. 2. Theile aus unter Sieben und unter Acht; denn du weißt nicht, was für Unglück aus Erden kommen wird.	96
V. 3. Wenn die Wolken voll sind, so geben sie Regen auf Erden; und wenn der Baum fällt, er falle gegen Mittag oder Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen.	96
V. 4. Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken siehet der erntet nicht.	97
V. 5. Gleichwie du nicht weißt den Weg des Windes und wie die Gebeine in Mutterleib bereitet werden, also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er thut überall.	97
V. 6. Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab: denn du weißest nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob es beides gerieth, so wäre es desto besser.	98
V. 7. Es ist das Licht süße, und den Augen lieblich die Sonne zu sehn.	99
V. 8. Wenn ein Mensch lange lebet und ist fröhlich in allen Dingen, so gedenket er doch nur der bösen Tage, daß ihrer so viel ist; denn Alles was ihm begegnet, ist eitel.	99
V. 9. So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt, und wisse, daß dich Gott um dieses Alles wird zu Gericht führen.	100
Kapitel 12	101
Kap. 12, V. 1. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner	101

- Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre hinzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht.
- V. 2. Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden, und Wolken wiederkommen nach dem liegen. 101
- V. 3. Zur Zeit, wenn die Hüter im Hause zittern und sich krümmen die Starken und müßig stehen die Müller, daß ihrer so wenig geworden ist und finster werden die Gesichter durch die Fenster. 102
- V. 4. And die Thüren auf der Gasse geschlossen werden, daß die Stimme der Müllerin (muß heißen: der Mühle) leise wird und erwachet (oder: und er sich erhebt), wenn der Vogel singet, und sich bücken alle Töchter des Gesanges. 102
- V. 5. Daß sich auch die Hohen fürchten und scheuen auf dem Wege (Auch vor dem Hohen fürchten sie sich, und Schrecken sind auf dem Wege, heißt es wörtlich), wenn der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke beladen wird und alle Lust vergehet; denn der Mensch fahret hin, da er ewig bleibet, und die Kläger gehn umher auf der Gasse. 103
- V. 6. Ehe der silberne Strick wegkomme und die goldene Quelle verlaufe und der Eimer zerlechze am Born und das Rad zerbreche am Born. 104
- V. 7. 8. Wenn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel. 104
- V. 9. Derselbige Prediger war nicht allein weise, sondern lehrete auch das Volk gute Lehre und merkte und forschete und stellte viele Sprüche. 105
- V. 10. Er suchte, daß er fände angenehme Worte und schrieb recht die Worte der Wahrheit (wörtlich: und Worte der Wahrheit richtig aufzuschreiben). 105
- V. 11. Diese Worte der Weisen sind Spieße und Nägel, geschrieben durch die Meister der Versammlungen und von Einem Hirten gegeben. 106

V. 12. Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Predigen macht den Leib müde.	106
V. 13. 14. Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gehöret allen Menschen zu. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, das verborgen ist, es sei gut oder böse.	106
Quellen:	108